

3 Die Hallen: Empowerment im Schutzraum trainieren

»We often get asked, ›what makes it a queer gym? Do you guys do, like, queer pushups or something?« Hmm, no. Actually we do the exact same pushups straight people do. LOL. But there is a difference and there is a need for a queer gym.« (thequeergym.com/blog, zuletzt 03.06.2016), so steht es auf der Seite von The Queer Gym.

Ja, was zeichnet ein queeres Training, neben der Umkleidenstruktur und der Werbestrategie, aus? Wenn es an sich keine queeren Liegestützen gibt, was ist der Unterschied, der so wichtig ist? Gibt es dennoch eine Art, Liegestützen und Situps zu machen, die queer ist? Kommt es darauf an mit wem, wie gerahmt, mit welchem Ziel die Trainingspraktiken vollzogen werden? Was macht aus einem Gym beziehungsweise aus einer Schulsporthalle ein queeres Gym und damit einen emotionalen Transformationsraum (siehe I.1.4-5), in dem »Turnhallenphobie« (Interview Aaron) und »Schulsporttrauma« (Interview Aaron; Flohr 2003a) überwunden werden können? Welche räumlichen, zeitlichen und sozialen Arrangements konstruieren den sportiven Schutzraum an Orten, nämlich Schulsporthallen, die gleichzeitig von vielen Teilnehmenden mit schlechten Erinnerungen, gar mit Traumata und Phobien, verknüpft werden?

In diesem Kapitel wird nun dargestellt, welche Praktiken und Arrangements die konkrete Trainingsgestaltung in den Sporthallen charakterisieren. Insbesondere wird näher auf die Prämissen der Trainingsgestaltung eingegangen (3.1), welche in einem Primat der Atmosphäre über der Effizienz des Trainings liegen. Es wird gezeigt, dass sich die queeren Fitnesstrainings in Kontinuität zur feministischen Sportkultur um einen spielerischen Zugang zu Sport bemühen und den Anspruch verfolgen, eine konkurrenz- und urteilsfreie Atmosphäre zu gestalten. Dadurch soll die emotionale Umcodierung von Sporträumen und -praktiken gefördert werden. Zentral für ein Gelingen dieser Transformation ist dabei die Gefühlsarbeit der Trainer_Innen, die in 3.2 genauer betrachtet wird. In diesem stellt sich auch heraus, dass auch im queeren Schutzraum vor der »genderrigiden Sportwelt« (Queerfriends), wenn auch subtil, hegemoniale Geschlechterrollen reproduziert werden. Es zeigt sich ein Spannungsverhältnis zwischen dem Ziel, Geschlechterrollen zu dekonstruieren und der Kategorie Geschlecht ihre Relevanz zu entziehen und dem Anspruch real existierenden binärstrukturierten sexistischen Strukturen und ihren Auswirkungen entgegenzutreten. Dies wird nach Alexandra Ommert (2016) als Gleichzeitigkeit eines kategorienkritischen und herrschaftskritischen Anspruchs gefasst. Diese führt in der Praxis mitunter zu Momenten der Reifizierung, besonders in der Verknüpfung von athletischer Kompetenz und (cis) Männlichkeit. Cis Männlichkeit beziehungsweise cis Männern kommt daher im Feld eine grundlegend ambivalente Rolle zu, wie zu sehen sein wird (3.3).

Zunächst nun aber zur Frage, wie die queeren Fitnesstrainings, die in dieser Studie untersucht wurden, konkret gestaltet ist. Die Trainingsgruppen waren pro Trainingseinheit zwischen drei und zwölf Teilnehmende stark. Die Zeitstruktur der Trainingsgruppen entspricht eher einem klassischen Sportvereins-Training und nicht einem konventionellen Fitnessstudio. Da die hier untersuchten Trainingsgruppen über keine eigenen Fitnessstudios oder ähnliches verfügen, finden Trainings zwei bis drei Mal in der Woche zu festen Tagen und Zeiten statt, dauern eineinhalb Stunden und werden von Anfang bis Ende, vom Aufwärmen bis zum Abdehnen, gemeinsam als Gruppe durchgeführt. Eine individuelle Trainingsgestaltung wie im Fitnessstudio ist hier nicht möglich. Dadurch, dass im Vergleich zu einem Studio recht selten Trainingszeiten angeboten werden, erfordert die Teilnahme also ein gewisses ›Commitment‹ ähnlich wie beispielsweise im Fußballverein. Für eine Teilnahme an der Gruppe ist es nötig, sich auf eine Regelmäßigkeit und entsprechende Einschränkung der eigenen freien Zeiteinteilung einzulassen. Gleichsam erhöht sich dadurch tendenziell auch die soziale Verbindlichkeit und damit auch Verbindung unter den Teilnehmenden, was sicher als förderlich für das Empfinden einer Community und eines Schutzraums gesehen werden kann, ebenso wie die regelmäßige Praktik, nach dem Training noch zusammen etwas essen oder trinken zu gehen, was eine Gruppe sogar explizit auf ihrer Internetseite bewirbt (Seitenwechsel nach dem Relaunch, zuletzt eingesehen 23.10.2020).

3.1 Kinderturnen statt Imponiergehabe

Danach gefragt, was das Training in einer queeren Fitnessgruppe *konkret* ausmacht, antworten Interviewpartner_Innen interessanterweise vielfach damit, wie es *nicht* ist. Die Beschreibung der eigenen Trainingspraxis wird oft über die Abgrenzung zum Mainstream konzipiert. Im Interview mit Alma berichtet diese im Rahmen einer freien Narration ihrer persönlichen Sportbiografie auch von eigenen Erfahrungen in einem Fitnessstudio:

»Das war ganz schrecklich im Fitnessstudio. Erzähl ich auch mal. Also für mich war das schrecklich. Ich war da auch nicht so lange, ich glaub nur n halbes Jahr. Also weil die Typen da, das geht ja alles gar nicht. Die dehnen sich ja auch nicht, gar nichts. Die machen ja nur ihre komischen Bewegungen und glotzen sich im Spiegel an (lacht) und [...] Ich hatte immer das Gefühl, die kucken mich komisch an. Das fand ich doof. Und von den Frauen, die da waren, also wenn ich das so sagen darf, ich fand, das waren alles Tussen, das fand ich total langweilig und so. Und [...] mich haben die Typen genervt. Weil ich hatte das Gefühl, die machen das tatsächlich um/die hatten son Poserding irgendwie.« (Interview Alma)

In diesem Interviewabschnitt finden sich die zentralen Motive der Ablehnung und Kontrastierung zu »Mainstream-Fitnessstudios« (Interview Mika), die im Feld vor-

herrschen: Mainstream-Fitnesssportler würden sich nicht dehnen – was als Synonym für gesundheits- und entspannungsorientierte Trainingspraxen gelesen werden kann – sondern sich nur im Spiegel »anglotzen« und hätten ein »Poserding« – also eine Neigung zu selbstexponierendem Auftreten. Die Frauen wiederum waren »alles Tussen« und langweilig, kamen also nicht als soziale Kontakte für Alma infrage. Mit dem Begriff Tussen wird ein abwertendes Frauenbild aufgerufen, nachdem die so bezeichneten Personen wenig intelligent, oberflächlich und ebenso wie die Männer vorrangig auf ihr Aussehen fokussiert seien. Eine Orientierung an der eigenen Optik, mit dem Ziel, bei anderen Eindruck zu machen – zu posen – wird klar abgelehnt und dient als Distinktionsmerkmal (siehe auch Kap.III.4.3). Auch das Gefühl, komisch angeschaut zu werden, ist in vielen Erfahrungsberichten sehr zentral und beeinflusst die Wahrnehmung der Atmosphäre für die Interviewten. Kim führt dies als »Abgecheckt-Werden von den Leuten« (Interview Kim), wie folgt aus:

»[...] du wirst die ganze Zeit von irgendwie von diesen ganzen Leuten irgendwie beobach/also jetzt nicht persönlich, also die verfolgen mich jetzt nicht, aber es ist schon son/Leute kucken halt die ganze Zeit: Wie cool sehen da die Leute beim Laufen aus und wie cool da [...].« (Interview Kim)

An anderer Stelle führt Kim aus: »[...] dass du da die ganze Zeit halt irgendwie Körper präsentierst. Und wenn die halt irgendwie nicht so norm-entsprechend sind, ähm dann kriegst du halt die ganze Zeit irgendwie so (...) Blicke und Kommentare und so.« (Interview Kim)

So empfand auch Anika sich explizit als »runde Person« (Interview Anika) im Fitnessstudio im Zentrum fremder Blicke: »Und auch die ganzen Blicke, die zugeworfen werden, so nach dem Motto: Was macht die Dicke da auf dem Laufband?« (Interview Anika) Mika beschreibt, dass in der queeren Fitnessgruppe viele Menschen seien,

»[...] die diese Atmosphäre in den Mainstream-Fitnessstudios nicht mögen, dieses Sehen und Gesehen-werden, dieses Imponiergehabe [...] wo einfach sone Atmosphäre ist, wo viele [andere Anwesende, Trainierende] auf mich auch abschreckend wirken. Wos nicht dieses Miteinander ist: Komm wir machen hier Sport, das macht irgendwie Spaß, sondern ...wo Manche ganz schön glaub ich mit ihrer Außenwirkung beschäftigt sind, auch beim Training.« (Interview Mika)

Auch Inga antwortet auf die Frage danach, was ihre Teilnehmenden wohl an einem Training im FLTI*-Sportverein schätzen: »dass man sich [nicht] irgendwie besonders anziehen muss, um zum Sport zu gehen. Die meisten kommen ja mitm Schlumpelpullover und irgendner Schlumpelhose da hin und ähm (5) finden das gut.« (Interview Inga) Auch hier spielt also das äußere Erscheinungsbild, inklusive der Bekleidung, keine Rolle und die Teilnehmenden sind von der belastenden

Aufgabe eines angemessenen Stylings und Selbstpräsentation befreit. Auch später im Interview heißt es noch einmal: »Weil, wir hatten selten Leute bisher, die sich auch nur Mühe gegeben hätten irgendwas Besonderes anzuziehen. Und wenn fällt es auch keinem auf, hat man den Eindruck, da kuckt auch niemand hin. Interessiert irgendwie niemand, was die anderen da anhaben.« (Interview Inga)

Nicht nur in der Umkleide, auch während des Trainings sind *Blicke also zentrale Elemente der Atmosphärengestaltung*.²⁸ Wie andere Menschen angeschaut werden und ob Menschen sich selbst im Spiegel betrachten oder explizit die Blicke anderer suchen, wird als zentrales Charakteristikum zu Unterscheidung von Mainstream und queeren Fitnesstrainings angeführt. In diesem Zusammenhang damit äußert Kim auch: »[...] ja ich hatte viel den Eindruck, dass es auch son Datingportal mehr oder weniger ist.« (Interview Kim) Das Anschauen anderer und das Suchen nach deren Blicken werden oftmals auch als explizit sexualisiert empfunden und abgelehnt. Tatsächlich konnte ich während meiner Feldaufenthalte und auch in den Interviews kaum eine Bedeutung dessen im Trainingsalltag ausmachen. Anzunehmen ist, dass durch die hohe Relevanz eines antinormativen Selbstanspruches, Komplimente und Flirtversuche schnell als normativ und übergriffig empfunden würden. Sam, welcher die queere Fitnessgruppe explizit schwuler Sportkultur vorzieht, nennt nicht zuletzt das offensive Flirtverhalten, das aufmerksamkeitsSuchende Exponieren des eigenen Körpers und die Dauerrelevanz von Sexualität in der schwulen Subkultur als Grund seiner Ablehnung:

»And it seemed much more like people joked about and talked about sex, gay sex, and ähm tried to sort of get attention for their bodies, taking off their shirts, and that... I am not interested in that. That's partially sort of boring and partially I think alienating for me. I don't feel at home there.« (Interview Sam)²⁹

Auch Mika stellt heraus: »[...] was ich vorhin auch angesprochen habe, nämlich das äh dieses im Fitnessstudio dann mich zeigen mit dem, was ich kann, das haben wir nicht. Also dieses Imponiergehabe.« (Interview Mika)

Zumindest das Sich-im-Spiegel-Anglotzen ist auch gar nicht möglich, denn es gibt keine. Die Trainings, welche zum Angebot gemeinnütziger Sportvereine

28 Zur Bedeutung von Blicken in der Herstellung sozialer Rangordnungen im Fitnesstraining arbeitet auch Peter Kiep (Kiep 2017).

29 Graf 2012 arbeitet Dynamiken der Verhandlung von sexuellem Begehren in konventionellen Fitnessstudios heraus, Alvarez (2008) speziell für die schwule Fitness-Szene. Das Narrativ einer geringeren politischen Reflexivität in der schwulen im Vergleich zur queeren (Sport)-Szene findet sich auch in zwei »Members Stories« des US-amerikanischen The Queer Gym. Sowohl Erik als auch Adam berichten im Gleichklang mit Sam von einer hohen Sexualisierung und rein hedonistischen Orientierung schwuler Kontexte, von denen sie The Queer Gym positiv abgrenzen (»Meet Erik« und »Meet Adam« auf thequeergym, zuletzt eingesehen am 19.08.2020).

gehören, finden in Schulsport- und vergleichbaren Mehrzwecksporthallen statt. Damit gibt es viele Artefakte nicht, die ein gängiges Fitnessstudio auszeichnen, unter anderem keine Spiegel an den Wänden. Eine Studie von Peter Kiep (Kiep 2019) zeigt, dass Spiegel, die in konventionellen Fitnessstudios vielfach vorhanden sind, einen wesentlichen Einfluss auf die Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper haben. Zwar ist das Nicht-Vorhandensein von Spiegeln hier eher darauf zurückzuführen, dass Spiegel nicht zum klassischen Mobiliar von Schulsporthallen gehören, dennoch kann eben mit Bezug auf Kiep ein spiegelreies Training auch als Element der anvisierten Verbesserung des Körper-Selbst-Verhältnisses gewertet werden. The Queer Gym aus Oakland, deren Internetpräsenz in III.1. besprochen wurde, wirbt explizit damit, dass es keine Spiegel in ihrem Studio gibt, »to help clients suffering body dysmorphia« (thequeergym) was diese These bestärkt.

In den hier untersuchten Sporthallen gibt es zudem auch keine klassischen Fitnessgeräte wie Cyclingräder, Laufbänder, Hantelbänke oder Crosstrainer. Das wird aber nicht als Mangel thematisiert, im Gegenteil: Vereinzelt finden sich Thematisierungen von Fitnessstudio-Geräten, die dann als weiterer negativer Aspekt gängiger Fitnessstudios erzählt werden:

»Bei so McFit zum Beispiel da haste ja so Maschinen, die so total stark dich in sone gewisse Position (.) und das ist ja alles sehr stark angeleitet diese Maschinen [...]. Ich pass überhaupt nicht in die Maschine. Das hat überhaupt nicht funktioniert, das hat richtig wehgetan.« (Interview Lu)

Auch Sascha sagt: »Ich weiß nicht, stehen da diese ganzen Geräte und die Leute stecken sich da irgendwie rein und äh keine Ahnung. Ich find Fitnessstudios was super Seltsames.« (Interview Sascha)³⁰

Hier zeigt sich eine Assoziation von Fitnessgeräten mit Zwang, Leitung und Unterordnung: Die Maschinen [zwingen, nötigen, bringen, leiten? Verb fehlt, Anm. CS] »dich in sone gewisse Position«. Auch ohne Verb im Satz wird deutlich, dass eher von einem negativ konnotierten Zwingen der Maschinen gesprochen wird, zumal Lu folgend sogar von Schmerzen spricht, weil sie nicht in die Maschinen passe. Und auch in Saschas Aussage wird deutlich, dass das Training an Maschinen als eine Art befremdlich empfundene Unterwerfung des Menschen unter die Technik gesehen wird: »die Leute stecken sich da irgendwie rein«, passen sich Form und Funktionsweise der Maschine an, um hereinzupassen – Fitness im Sinne des »to fit in«.

Das Inventar der beobachteten Trainingsgruppen hingegen besteht aus üblichem Schulsport-Mobiliar und vom Verein bereitgestellte Kurzhanteln, in einer

30 Diese »Technikfeindlichkeit« schließt an ebensolche Diskurse der feministischen Sportkultur über Geräte in Fitnessstudios an (Kröner 1986).

Abb.14: Eine der Trainingshallen. Das Foto ist von der Facebook-Seite der Gruppe. Zu sehen ist die (Schul-)Sporthalle mit einem aufgebauten Trainingsparcour.



Trainingsstätte irgendwann auch einer kleinen Anzahl Langhanteln. Viele Übungen der Trainings basieren auf der Nutzung des Eigenkörpergewichts. Das ist zum einen eben den Umständen der Ausstattung geschuldet, wird aber durchaus auch als vorteilhaft diskutiert, da es eigenständiges zusätzliches Training zuhause ermöglicht auch ohne Zugang zu einem Fitnessstudio. Vor dem Hintergrund der eben ausgeführten negativen Assoziationen mit Fitnessgeräten, kommt dem Training mit Eigenkörpergewicht und wenig zusätzlichen Artefakten implizit auch eine Assoziation mit Freiheit und Nicht-Unterordnung zu.

Werden Trainingsgeräte genutzt, dann oftmals auch in unkonventioneller Weise.

Auf einer Gender-Studies-Konferenz komme ich mit einer anderen Forscherin ins Gespräch, die, wie sich herausstellt, früher einige Zeit in einer ›meiner‹ beforschten Gruppen trainiert hat. Sie spricht sehr begeistert von der Erfahrung dort, vor allem von der spielerischen Trainingsgestaltung. Sie fasst dies in der Aussage zusammen, dass es sich dabei eigentlich nicht um Fitnesstraining handle, sondern um »Kinderturnen für Erwachsene«. Besonders mochte sie die Rollbretter, auf denen auch ich schon öfter während meiner Beobachtungen in der Gruppe sitzend

oder auf dem Bauch liegend mit anderen um die Wette durch die Halle gerollt bin. (Beobachtung 13.02.2016)

Die feministische Sport- und Bewegungskultur der 1980er Jahre verfügte zunächst nicht über eigene Hallen oder ähnliches, die ersten Trainings wurden im Park durchgeführt und die Sportpraktiken bestanden unter anderem darin, auf Bäume zu klettern (siehe Kap. II.2). Hier wurde die Not zur Tugend gemacht und ein improvisiertes spielerisches Training, welches Ängste und Hemmungen vor Sport überwinden helfen sollte, zu einem zentralen Merkmal feministischer Sportkultur. Dabei ging es im Einklang mit Grundsätzen der Neue oder Alternativen Sportkultur (Pawelke 1995; Moegling 1988) auch darum, Praktiken des Sports neu zu definieren, sich nicht an vorgegebenen Regeln und Abläufen zu orientieren, sondern explizit und bewusst Sportarten und Sportpraktiken so zu modifizieren, dass sie den Wünschen, Bedürfnissen und Fähigkeiten der Teilnehmenden entsprechen (siehe auch Kap. II. 2). So werden Trainingspraktiken wie folgt beschrieben:

»Da wurde mit Kästen gebaut, aus Barren und anderen Geräten ein Parcours zusammengestellt. Wir kletterten auf allem herum, spielten Fangen auf den Geräten. [...] Oft brachte Susanne sogenannte Alltagsgegenstände wie Fahrradschläuche, Pappkartons, Luftballons, Bettlaken oder einen nicht so alltäglichen Fallschirm mit, warf alles in die Mitte und es entstanden die erstaunlichsten Spiele. Mit Sachen, denen nicht die Erinnerung an Schulsport anhaftete, wurde sehr unbefangen herumexperimentiert.« (Gröver 1993: 42f.)

Als Begründung für die Ablehnung von Schulsport-Erinnerungen werden in den Publikationen der feministischen Sportkultur »Ängste oder auch Aggressionen« benannt, die »bestimmte Geräte wie Kasten, Barren oder auch Bälle und die Turnhalle an sich auslösen können.« (Gröver 1993: 40; siehe auch Rose L. 1992: 117) Auch von »Schulsporttrauma« (Flohr 2003a) wird gesprochen. Hier zeigt sich eine Kontinuität zu Ausführungen der heutigen queeren Fitnesssportler_Innen. Aaron beispielsweise spricht von einer »Turnhallenphobie« und »ganz schlimmen Erfahrungen im Schulsport« (Interview Aaron), die er als Trainer zu überwinden helfen will (s.u.).

Über eine »respektlose Umgangsweise mit der Turnhalle und den Geräten« (Gröver 1993: 42) sollte eine neue Beziehung zu diesen Artefakten und damit verknüpfen (Sport)Praktiken entwickelt werden. Durch die Loslösung von konventionellen Sportkonzepten sollten entsprechende aus der weiblichen Sportsozialisation erwachsenen Hemmungen und Ängste aufgehoben werden. So erzählt Inga, die seit Mitte der 1990er Jahre eine Fitnessgruppe leitet: »Wir haben alles, [...], was man im Entferntesten unter Fitness nennen konnte, gemacht. Bis zu Volkstänzen, russischen Volkstänzen.« (Interview Inga). Auch während der teilnehmenden Beobachtung in ihrer Gruppe für diese Studie wurde gelegentlich als Erwärmungs-

übung getanzt – frei nach etwa minütlich wechselnd abgespielten Musikstilen. Das lies atmosphärisch tatsächlich schwerlich die Assoziation mit selbstoptimierender Körperarbeit oder sportivem Rekordstreben aufkommen, erfordert aber andererseits eine gewisse Kompetenz des Scham-Ablegen oder der Ernstlosigkeit.

Unkonventionelle Trainingsabläufe werden jedoch nicht von allen als spaßige Loslösung von gängigen Sport-Normen empfunden, sondern könne auch als grenzüberschreitend und beschämend erlebt werden, ganz ähnlich der all-gender-Umkleidenstruktur (Kap. III.2). Das zeigt ein Erfahrungsbericht aus einem feministischen Training von Lu, die inzwischen explizit *nicht* in queeren oder feministischen Kontexten trainiert:

»Der eine, das war besonders schlimm...genau, mit diesen Frauen...weil es gab so Aufwärmübungen. Das waren die Aufwärmübungen, die mich zum Schreiend-Wegrennen geführt haben. Weil man musste zum Aufwärmen im Kreis rennen und dann sollte man ähm – total absurd, ich weiß nicht ob das normal ist aber (lacht) – dann sollte man gegeneinander hüpfen und es sollte sich nur der Bauch berühren. Weißte da waren so zwölf fünfzehn Frauen, die ich nicht kannte und ich sollte mit dem Bauch gegen die hüpfen. Und ich dachte so: Ich würde lieber aus dem Fenster im fünften Stock hüpfen, als diese Übung machen, das ist viel zu grenzübergreifend, wie kann man sich sone Scheiße ausdenken [...]?» (Interview Lu)

Auch während meiner Feldaufenthalte konnte ich immer wieder eine große Kreativität im Umgang mit dem Ort der Turnhalle, den Geräten und den gängigen Trainingspraktiken und -strukturen beobachten.

Mir wird gleich ein bisschen bange, als ich den schon fertigen Teil des Aufbaus sehe, der darin besteht, über eine schräg gestellte Bank auf einen Schwebebalken zu laufen und über diesen zu balancieren bis zu einem Stufenbarren, über den man dann steigt, um am Ende ein Seil zu greifen (so ein Kletterseil, das von der Decke hängt), um sich mit diesem wieder abzuseilen. In der Vorstellungsrunde am Anfang sagt eine Teilnehmerin, dass hier viele Geräte stehen, wegen denen sie nicht zum Schulsport gegangen ist und dass sie sich deshalb nun freut aufs Training. (Beobachtung 11.08.2016)

Die Bemerkung der Teilnehmerin verweist auf genau diesen Mechanismus der emotionalen Umbesetzung von klassischen Schulsportgeräten wie Stufenbarren und Schwebebalken, sowie generell dem Ort einer Schulsporthalle. Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass nicht nur mir ein wenig bange ist. So sagt auch Ben, der den hier beschriebenen Parcours aufgebaut hat:

»Alle haben sich gefühlt wie: Ich bin wie in der Schule und da habe ich das nie geschafft und sind am Anfang total überfordert. Aber sie sind nicht mehr Kinder.

Und dann versuchen sie's als erwachsene Person. Und dann sehen sie, dass sie es geschafft haben und am Ende hat es viel Spaß gemacht. Und das ist für mich ein großer Erfolg und auch für sie auf jeden Fall.« (Interview Ben)

Ben verfolgt recht bewusst das Ziel, die Teilnehmenden dazu zu bringen, negative – angst- oder schambesetzte – Assoziationen mit Sporthallen und -geräten zu überwinden und sich selbst Dinge zuzutrauen, die auf den ersten Blick überfordernd oder gefährlich wirken.

Auch in anderen Trainingsgruppen werden Trainingseinheiten oft sehr spielerisch gestaltet, beispielsweise durch sportives Stadt-Land-Fluss- oder Mensch-Ärger-Dich-Nicht spielen³¹ oder bereits erwähnte Wettrennen im Sitzen oder Liegen auf Rollbrettern, was durchaus körperlich anstrengend für je involvierte Muskelgruppen ist, sich aber dennoch eher nach »Kinderturnen« als nach einer sportlichen Übung anfühlt. So beschreibt auch eine Teilnehmerin einer anderen Gruppe:

»Also unsere Trainer sind ja wahnsinnig kreativ, besonders Stefan. Und zu Weihnachten hat er sich ne ganz tolle Challenge ausgedacht gehabt, zum Nikolaus. Also wir wussten, es gibt irgendwas Besonderes, nicht so der normale Kreis mit den variierenden Übungen, sondern wir haben quasi Nikolaus gespielt. Nikolaus und Rentiere. Und der Nikolaus hatte dann immer eine Zipfelmütze auf und die anderen, die keine hatten, die waren das Rentier, die waren da an der Futterstation. Das war sone große Matte. Und dann is der Nikolaus zu einem Rentier gekommen und wurde dann von dem Rentier getragen, zwei Runden durch die Halle. [...] Und dann mussten wir halt zum Schornstein, was son umgekehrter Kasten war, rennen und mussten unsere Geschenke rausziehen. Das waren die Übungen. Und die hattens auch extrem in sich. Also auch so krasse Sachen wie hier quasi [Das Interview fand während eines größeren queeren Fitnessevents statt, Anm. C.S.]. Daran siehste auch wieder, dass es alles sehr viel um Spaß geht, nicht nur um dieses Leistungsding.« (Interview Valerie)

Einerseits sind die Übungen intensiv, »hattens extrem in sich«, gleichzeitig war es Valerie auch möglich, Teilübungen nicht zu machen, zum Beispiel »ihren« Nikolaus

31 Stadt-Land-Fluss funktioniert dabei wie folgt: Organisiert sind die Teilnehmenden in Teams. An einem Ende der Halle liegen Zettel und Stifte, die Zettel sind entsprechend des bekannten Spiels vorbereitet. Wenn ein Buchstabe bestimmt ist, laufen die Teammitglieder je einzeln vom gegenüberliegenden Hallenende zum Zettel, füllen eine Kategorie (Stadt, Land, Fluss, ...) aus und rennen zurück, erst dann darf das nächste Teammitglied loslaufen. Gewonnen hat das Team, welches als erstes alle Kategorien ausgefüllt hat. Mensch-ärger-dich-nicht wird in Zweiertteams gespielt. Es wird gewürfelt und eine Person läuft die Anzahl der Würfelaugen als Runden in der Halle, die zweite macht in dieser Zeit bestimmte Übungen, gewonnen hat das Team, welches zuerst eine bestimmte Mengenvorgabe an Übungen absolviert hat.

nicht auf dem Rücken zwei Runden durch die Halle zu tragen: »Das hab ich zum Beispiel auch nicht gemacht, ich bin mit meinem Nikolaus Arm in Arm gelaufen. Oder wir haben mal Rollenwechsel gemacht, da wurde das Rentier dann getragen.« (Interview Valerie)

Nicht nur werden also Übungen oft – auch ohne jahreszeitliche Anlässe – in Spiele verpackt, auch ist den Teilnehmenden viel Freiheit gelassen, Übungen auszusetzen oder abzuwandeln. Disziplin, sowohl gegenüber der Trainerin oder des Trainers als auch in Form von selbstdisziplinierendem Einsatz, kann zwar durchaus beobachtet werden, wird aber nicht als raumgestaltender oder generell relevanter Wert kultiviert. So kommen in allen beobachteten Trainings vielfach mehrere Teilnehmende zu spät und sieht eine Trainingseinheit öfter wie folgt aus:

Grundsätzlich scheint der Aufbau immer noch nicht von allen verstanden zu sein oder absichtlich verändert zu werden. Teilweise halten Menschen ihre Wechselzeiten nicht ein, sondern machen dennoch Übungen, während eigentlich die andere Person aus dem Zweierteam dran ist. Oder sie verändern Stationen, in der Regel, indem sie die Ausführung vereinfachen. [...] Die Koordination des Zirkels insgesamt misslingt, so dass nicht alle gleichzeitig fertig sind. Es erfolgt also vor dem zweiten Durchgang eine erneute Erklärung. Dennoch machen wieder einige Leute Übungen statt Pause, andere albern mehr herum während ihrer Übungszeit. (Beobachtung 02.02.2016)

Das »undisziplinierte« Verhalten der Teilnehmenden erscheint dabei nicht als Respektlosigkeit dem Trainer gegenüber, eher als Resultat einer Atmosphäre, die bewusst möglichst locker, unhierarchisch und spaßorientiert sein soll (siehe Kap. III 4.3 zur Normativität von Spaß). Teil dessen ist eine häufige Betonung der individuellen Freiheit in der Trainingsausübung. So heißt es in Werbetexten, »dass jede(r) im eigenen Tempo und ohne (Gruppen-)Druck trainieren kann« (Seitenwechsel, 19.04.2018). Praktisch umgesetzt wird dies durch eine häufige Anweisung verschiedener Übungsvariationen für unterschiedliche Leistungsstufen. Nicht nur für Sascha macht diese Toleranz für verschiedene Leistungsniveaus einen zentralen Wesenszug queerer Trainingsgruppen aus:

»Und wenn man irgendwie ne Übung dann nicht mehr kann dann oder halt sozusagen an sein eigenes Limit gekommen ist, dann ähm heißt das nicht so: »Ey, du musst noch...« oder keine Ahnung was und »Das geht ja nicht!« oder so. Sondern das ist irgendwie, hab ich das Gefühl, dass es ok ist, wenn man dann irgendwas nicht mehr, also auch nicht kann. Und dass halt auch jedes Mal gefragt wird, ob jemand Ersatzübungen braucht oder irgendwelche Probleme hat. Es wird halt super viel Rücksicht genommen und das ist halt sowas, was ich aus so anderen so Konstellationen gar nicht kenne und das richtig richtig toll ist.« (Interview Sascha)

Element dieser ›Toleranz‹³² ist eine starke Individualisierung der Leistungsansprüche – auf praktischer Ebene durch die differenzierten Aufgabenstellungen, und auf rhetorischer/ideologischer Ebene durch den Topos der Leistungsanspruchs »für sich«, ähnlich der Ideologie des »sich für sich selbst schön Machens« (Degele 2004: 90ff.). So sagt Valerie: »[A]lso ich mein ich hab den Anspruch an mich selber, was zu schaffen und auch besser zu werden, aber der Leistungsdruck kommt nicht von außen.« (Interview Valerie).

Schon in den 1980er Jahren war diese Art der Aufteilung in von außen und »von innen/aus sich selbst heraus« im Rahmen einer Selbstbestimmungs-Rhetorik urteilsleitend: Leistungsstreben wurde durchaus akzeptiert, wenn es als selbstbestimmt codierbar war (siehe Kap. II. 2.2). Ferner hieß es dort:

»Den Leistungsbegriff einem objektiven = äußerlichen Wertmaßstab zu entreißen, kann im Unterricht [gemeint sind Freizeit-Training, Anm. C.S.] z.B. heißen: einer Frau, die es das erste Mal in ihrem Leben schafft, einen Liegestütz (bzw. eine Vorübung dazu) zu machen, ebenso viel positive Unterstützung zukommen zu lassen, wie jener Frau, die – ständig schwitzend und ›leistungsorientiert‹ – lernt, Momente der Ruhe, ganzkörperlichen Fühlens oder Partnerinnenübungen zulassen zu können, bei denen meßbare Leistung nicht so offensichtlich ist.« (Bischoff/Schmidt 1988: 69)

Ähnlich modernen Diversity-Politik-Ansätzen wird hier eine komplett gleichwertige Vielfältigkeit an Seinsweisen und Zielsetzungen proklamiert. Eine Spielart davon findet sich auch im Interview mit Alma in dem Begriff des »ausgewogenen Vergleichs«:

»Na und mit dem Vergleichen merk ich ähm, also ich merk zum Beispiel mit Alex, Alex ist sehr kräftig. Oh, der kann Gewichte heben, da brauch ich gar nicht hinkucken. [...] Und aber ich merk ich bin zum Beispiel im Ausdauerbereich viel viel besser und ich FREU mich, dass ich im Ausdauerbereich besser bin als Alex. Ich freu mich aber auch, dass Alex so toll ist in Gewicht und dass er da so im Kraftdings, dass er da so seins gefunden hat. So. Also ist das n ausgewogener Vergleich, ja.« (Interview Alma)

Und so wie die Kritik an Diversity-Politiken darin besteht, dass diese reale Machtunterschiede durch die Behauptung einer voluntaristischen Wertschätzung universeller Vielfältigkeit ignoriere (Ahmed 2012; Wetterer 2003), bleibt auch in dieser ›Leistungs-Diversity‹ offen, was passiert, wenn kein ausgewogener Vergleich möglich ist, wenn A stets sowohl mehr Ausdauer als auch mehr Kraft hat als B.³³

32 Deren immanente Grenzen werden in Kap. III.4.3 besprochen.

33 Darauf werde ich in Kap. III.4.3 noch einmal zurückkommen.

Wie schon in der feministischen Sport- und Bewegungskultur der 1980er spielt das ›Leistungsthema‹ (siehe Kap. II. 2.2) also auch in heutigen queeren Sportkontexten weiterhin eine große und ambivalente Rolle. Zum einen basieren einige spielerische Trainings-Aufbauten, wie eben bereits beschrieben, durchaus auch auf Wettbewerbsspielen, in denen es beispielsweise darum geht, schneller als die anderen zu sein. Betont werden dabei stets der Spaß und die explizite Nicht-Ernsthaftigkeit des Wettstreits. Dass dies jedoch in der Praxis nicht immer so einfach auszubalancieren ist, zeigen folgende Interviewausschnitte von Anika und Aaron:

»Was ich schwierig finde, ist wenn wir bei Aaron dieses 10er, 9er, 8er, 7er -Training machen³⁴, weil das baut halt n bisschen Druck auf ne. So da geht's ja dann quasi um Geschwindigkeit. Und klar schaff ichs auch diese Übungen zu machen, aber ich bin halt nicht so schnell wie ne leichte Person. Das heißt für mich, dass ich dann immer automatisch die Letzte bin bei dieser Art von Training. [...] Das gibt mir dann son bisschen Stress ja. (.) Also für mich ist es immer am besten, wenn wir sowas haben mit ner Zeitspanne [...] von sagen wir 40 Sekunden pro Übung und dann macht jede Person ihr Tempo, weil dann kann ich quasi mein Tempo machen und komm nicht in Zeitdruck. Das ist für mich am entspanntesten.« (Interview Anika)

Aaron, dem Trainer, fällt es allerdings schwer, komplett auf sportlichen Wettstreit zu verzichten:

»Und ich find zum Beispiel, wenn wir competitionmäßig machen – machen wir ja manchmal ne, so Spaß-Competition – machen eigentlich alle mit. Also es sind halt... steigen auch alle drauf ein, auf diese Competition. Ich find aber wir machen dis auf ne, also zu mindestens nach meiner Sicht, auf ner Ebene, wos ok is. Wobei wir letztens irgendwann n Training hatten, da hat irgendjemand danach gesagt: ›Das war mir zu viel Competition und das wurde auch zu ernst.‹ Das fand ich gut, also, dass die Person das gesagt hat und dann hat das noch ne zweite bestätigt und dann hab ich nochmal nachgefragt und dann haben wir kurz drüber geredet und ähm ich glaube, ich würds nochmal anbieten, aber vielleicht einfach nochmal n paar Sätze dazu sagen. So dass wir halt einfach nochmal kucken, dass es halt nicht mehr dieses Gefühl erzeugt.« (Interview Aaron)

An anderer Stelle im Interview sagt er über seine Praktik gelegentlich Teams oder Paare nach Leistungsniveau zusammenzustellen: »[...] ich hoffe es ist für diejenigen, die sozusagen in dem Spektrum eher vom Leistungslevel eher unten sind

34 Das bedeutet, dass jede Person von einem gewissen Set an Übungen, zum Beispiel Liegestützen, Kniebeugen und Sit-Ups je erst zehn, dann neun, dann acht und so weiter Wiederholungen absolviert, bis sie bei null Wiederholungen angelangt ist.

trotzdem ok so. Das müsst ich vielleicht auch nochma ...nochmal mit den Leuten reden. Aber ich hab das Gefühl, das ist ok.« (Interview Aaron)

Mehr noch als Aaron, macht sich auch Mika Gedanken darum, wie sie das Training anleiten kann, ohne, dass Teilnehmende sich unter Druck gesetzt oder bewertet fühlen:

»Da mach ich mir im Vorfeld viele Gedanken darum, manchmal mehr als über die konkrete Übung, die wir da am Ende machen. Darüber: Was sprech ich an? Wenn ja, wie, in welchem Umfang? Was sag ich dazu, was sag ich nicht dazu? Und ich komm immer wieder auf die Formel zurück, dass ich im Zweifelsfall das wichtiger finde, dass die Menschen sich selber nicht allzu hart beurteilen, also nicht das Gefühl bekommen, dass ich irgendwie werten würde, also nicht irgendwie sage: Das ist schlecht, wie du's machst, sondern nur so: Kuck mal, so kann man noch was besser machen oder anders, das aber auch nur in nem Maße, so lange es halt noch irgendwie Spaß macht.« (Interview Mika)

Hier zeigt sich einmal mehr, dass das Primat der Trainingsgestaltung nicht auf einer möglichst hohen Effizienz oder ergebnisorientierten Übungsausführungen liegt, sondern darauf, möglichst allen Teilnehmenden ein angenehmes, freudvolles und bestärkendes Erlebnis zu verschaffen. Es zeigt sich, dass die Trainer_Innen explizit zu diesem Zweck viele spielerische und unkonventionelle Trainingsmethoden einsetzen und besonders die emotionale Ebene der Trainingsgestaltung viel reflektieren.

Das verweist auf die spezifische Rolle, die Trainer_Innen im Feld einnehmen. Diese wird im folgenden Unterkapitel ausführlich beschrieben und die Relevanz der Trainer_Innen für das Erleben der Teilnehmer_Innen herausgearbeitet. Es zeigt sich, dass die Trainer_Innen mindestens ebenso relevant für das Erleben eines Empowerments im Schutzraum sind, wie eine subkulturelle Selbstverortung oder eine explizit exklusive Zielgruppenpolitik. Ihnen kommt nicht allein, und vielleicht auch nicht mal primär, die Funktion der praktischen Übungsanleitung zu. Wesentlich geht es um die Schaffung (beziehungsweise Verhinderung) bestimmter Gefühle bei den Teilnehmenden und damit um *Gefühlsarbeit*.

Daher wird nun auf das Konzept der Gefühlsarbeit allgemein, sowie im spezifischen Kontext der Arbeit der hier untersuchten Fitnesstrainer_Innen, eingegangen (3.2.1). Hierbei werden besonders die Aspekte der authentischen individuellen Wertschätzung gegenüber den Trainierenden hervorgehoben (3.2.2), sowie die implizite Vergeschlechtlichung der Emotionsarbeit im untersuchten Feld (3.2.3).

3.2 Die Gefühlsarbeit der Trainer_Innen

Den Begriff der Gefühlsarbeit wurde geprägt von Arlie Russel Hochschild, vor allem in ihrer Studie »Das gekaufte Herz« (1990, engl. Original 1983). Hier untersuchte

Hochschild Flugbegleiter_Innen und Inkassoangestellte in ihrer täglichen Arbeitssituation und stellte die Bedeutung der Produktion bestimmter Atmosphären und Stimmungen und damit *Gefühlen* bei den Gästen und Kund_Innen, als zentralen Teil der Arbeitstätigkeit (und auch entsprechender Ausbildung) heraus. Dafür müssen die Servicekräfte auch in Konfliktfällen mit Fluggästen stets ein freundliches Lächeln auf den Lippen bewahren, die Inkassoangestellten Regungen von Mitleid unterdrücken und stets streng und drohend wirken. Diese Art des gezielten Emotionsausdrucks bezeichnet Hochschild als *surface acting*. Dabei geht es um ein äußerlich sichtbares Produkt in Form eines Gefühlsausdrucks, welcher dazu dienen soll *bei anderen* (zum Beispiel Kund_Innen) ein Gefühl oder eine Stimmung zu erzeugen. Dieses dauerhaft und überzeugend zu leisten, erfordert aber ebenso ein *deep acting*, also eine aktive Einflussnahme auf das *eigene Empfinden* – um das entspannte Lächeln oder die bedrohliche Aggressivität nicht nur aufzulegen, sondern auch authentisch verkörpern zu können.³⁵ Diese Arbeit an den eigenen Empfindungen sind wiederum, so Hochschilds Ausführungen, auch zentraler Bestandteil des privaten sozialen Miteinanders, wenn beispielsweise Menschen (versuchen) sich dazu (zu) bringen, situationsangemessen dankbar zu sein, zu trauern oder zu lieben im Dienste einer Atmosphäre oder des sprichwörtlichen Haussegens.

Hochschild unterscheidet daher zwischen *emotional labor* und *emotional work*.

»I use the term emotional labor to mean the management of feeling to create a publicly observable facial and bodily display; emotional labor is sold for a wage and therefore has *exchange value*. I use the synonymous terms *emotion work* or *emotion management* to refer to these same acts done in a private context where they have *use value*.« (Hochschild 2012: 7)

Die strikte Trennung Hochschilds von Erwerbsarbeit und Privatleben ist mehrfach kritisiert worden (Bargetz 2013; Weeks 2011; vgl. Neckel im Vorwort zur erweiterten deutschen Neuauflage von »Das gekaufte Herz« 2006 sowie in Senge/Schützzeichel 2013). Auch im hiesigen Feld ist die Einteilung schon empirisch schwer scharf zu stellen, denn es handelt sich bei der Beschäftigung der Trainer_Innen um ein gering entschädigtes Ehrenamt, also einen Graubereich zwischen Erwerbsarbeit und Privatleben. Auch enthalten Hochschilds Ausführungen die These, nach welcher Gefühlsarbeiter_Innen durch ihre Tätigkeit von ihren »eigentlichen« Gefühlen entfremdet würden. Darin liegt eine empirisch wie epistemisch problematische Tren-

35 Mit anderem Vokabular finden sich dieselben Phänomene auch in den phänomenologischen Arbeiten von Hermann Schmitz, der zwischen der Wahrnehmung und der leiblichen Empfindung eines Gefühls unterscheidet (siehe Kap. I) und dies am Beispiel der Weihnachtsbescherung beschreibt, bei der ein erwachsener Anwesender womöglich die Aufregung und Begeisterung seiner Kinder wahrnimmt, aber, um selbst affektiv von davon betroffen zu sein, erst eigene Kindheitserinnerungen mobilisieren muss, um »mitzufühlen«. (Schmidt 1993:48)

nung von ›unechten/gekauften‹ und ›authentischen‹ Gefühlen. Eine weitere Kritik an Hochschilds Entfremdungsthese zu kommerzieller emotionaler Arbeit besteht auch darin, dass sie damit die subjektiven Ermächtigungseffekte ignoriere, die in der Steuerung der Emotionen von Kund_Innen oder Klient_Innen für die Gefühlsarbeitenden liegen kann (vgl. Neckel in Hochschild 2006 und Neckel 2005).

Nichtsdestotrotz ist ihr Konzept der Gefühlsarbeit bis heute grundlegend und dient auch hier als fruchtbare analytische Brille zur Erschließung der spezifischen Rolle und Funktion der Trainer_Innen im konkreten Feld wie auch in der Fitnesskultur allgemein:

»Sociability in the fitness gym is demanding for a trainer; it is indeed an important part of a fitness instructor's job. The work carried out by instructors and trainers – as is the case with other service workers – requires quite a lot of emotional labour and a measure of controlled personal involvement. (Hochschild, 1983)« (Sassatelli 2010: 79f)

Auch Ahmed nimmt explizit auf Hochschild und deren Konzept der emotionalen Arbeit Bezug (Ahmed 2010c: 43, 2014b: 14). Zwar fragt Hochschild eher danach, was Menschen *mit ihren Gefühlen tun*, wie sie diese regieren und formen, wohingegen bei Ahmed der Fokus darauf liegt, *was Gefühle mit Menschen und Situationen tun*. Dadurch sind Gefühle in Hochschilds Konzept deutlich subjektzentrierter konzipiert – als etwas, dass Subjekte ›haben‹ und managen, was zu ihnen gehört – wohingegen das Ahmedsche Konzept Emotionen eher als kulturell an bestimmte Objekte gebunden und zwischen Subjekten zirkulierend sieht. Ahmed betont jedoch selbst: »I would describe the difference as a difference in emphasis rather than a difference in argument.« (Ahmed 2010c: 239, Fn 30)

Beide teilen dabei eine Perspektive, die die Relevanz von unterschiedlichen sozialen Positionen und Machtverhältnissen für die Verteilung von Emotionsarbeit berücksichtigt. Während Ahmed dabei einen Schwerpunkt auf rassistische Verhältnisse legt – wenngleich sie diese nicht als isoliert von anderen sozialen Kategorien denkt – legt Hochschild ihren Fokus vor allem auf die Vergeschlechtlichung emotionaler (Lohn-)Arbeit.

Laut Hochschild sind Frauen aufgrund von Einkommensunterschieden und ungleichen Zugänge zu Status- und Machtpositionen oft abhängig von Männern und deren Wohlwollen. In diesem Sinne ist eine erfolgreiche Emotionsarbeit für Frauen im privaten wie beruflichen Sektor essenziell. Auch seien Frauen öfter mit Aggressionen und Herabwürdigungen konfrontiert, deren ›Management‹ im Sinne einer nicht eskalativen Lösung und der Verarbeitung dieser Erfahrungen, ihre Gefühlsarbeit ungleich anspruchsvoller gestaltet. Obwohl Männer wie Frauen nach Hochschild Gefühlsarbeit in Privat- und Berufsleben ausüben, unterscheidet sich die Form männlicher und weiblicher Gefühlsarbeit signifikant. Kurz gesagt, ist typische weibliche Gefühlsarbeit stärker darauf ausgerichtet »*Wohlbefinden und den*

Status anderer« (Hochschild 2006: 135, Herv. i.O.) zu unterstützen, verstärken und aufzuwerten als die typische Gefühlsarbeit von Männern. Anhand verschiedener Studien (unter anderen Broverman et al. 1970; Wikler 1976) zeigt Hochschild, dass von Frauen grundsätzlich mehr Fürsorge, Freundlichkeit, Herzlichkeit und Wärme im Umgang mit anderen erwartet und auch als »normal« empfunden wird.³⁶

Was lässt sich nun mit dieser Analysebrille über die Gefühlsarbeit der Trainer_Innen im Feld sagen?

3.2.1 Fitnesstraining als Gefühlsarbeit

Die Arbeit als Trainer_In ist generell betrachtet vielfältig. Fitness-Trainer_Innen arbeiten in unterschiedlichen Konstellationen: festangestellt in Studios, selbstständig, als Leitung eigener Einrichtungen, eingemietet in Studios o.ä. oder auch ganz ohne feste Räume zum Beispiel in Parks oder den Privaträumen der Kund_Innen. Je nachdem, ob sie als Dienstleistung in einer kommerziellen Einrichtung wie einem Fitnessstudio oder als selbstständige_r Personal-Trainer_In verübt wird, ob als Ehrenamt in einem Sportverein oder hauptberuflich beispielsweise als Trainer_In einer Nationalmannschaft, unterscheiden sich die Ziele. Geht es in ersteren Fällen primär darum, wie bei Hochschilds Flugbegleiter_Innen, bei Kund_Innen Sympathie zu erzeugen und diesen Wohlbefinden zu verschaffen und nur sekundär darum sportliche Leistungen zu befördern, so ist es für die Trainerin eines Liga-Fußballvereins oder gar der deutschen Nationalmannschaft wesentlich wichtiger, die Trainierten auch zu sportlichem Erfolg zu bringen, als von ihnen gemocht zu werden. Doch auch dafür wiederum bedarf es emotionaler Arbeit, wenn auch diese womöglich mehr der der Inkasso-Angestellten als der der Flugbegleiter_Innen aus Hochschilds Studie ähnelt.

Rachel Lara Cohen (2010) zeigt am Beispiel von Friseur_Innen, dass bei persönlichen Dienstleistungen der Modus der Arbeit das Verhältnis zur Kundschaft bestimmt: Festangestellte sind weit weniger abhängig von einem guten Verhältnis zu einzelnen Kund_Innen als Selbstständige, was die Form und Intensität der Gefühlsarbeit beeinflusst. Bei den hier untersuchten Trainer_Innen handelt es sich um einen Graubereich zwischen Selbstständigkeit und Ehrenamt. Das heißt, dass die Abhängigkeit von der Zufriedenheit und der Sympathie der Teilnehmenden an

36 In der Untersuchung von Broverman et al., die in der feministischen Psychiatrie- und Psychologie-Kritik viel rezensiert wurde, wurde mittels Befragungen von Psychiater_Innen, Sozialarbeiter_Innen und Psycholog_Innen festgestellt, dass deren Vorstellungen eines gesunden Charakters stark variieren, je nachdem ob nach der Beschreibung einer gesunden Frau, eines gesunden Mannes oder Menschen gefragt wurde, wobei die Beschreibungen des gesunden Mannes und Menschen nahezu identisch waren, die der gesunden Frau davon abwichen (vgl. Brügge 2016: 92). In der Studie von Wikler wurden die Erwartungen Studierender an männliche beziehungsweise weibliche Professor_Innen verglichen und festgestellt, dass von Professorinnen mehr fürsorgliche Unterstützung erwartet wird.

sich gering ist. Da Gruppen und keine Einzelpersonen trainiert werden, ist die individuelle Beziehung zu einzelnen Trainierenden aus ökonomischer Perspektive wenig relevant, einzig eine bestimmte Menge an Teilnehmenden sollte in der Regel nicht dauerhaft unterschritten werden, da die tragenden Vereine erfolgreiche Sportgruppen aus Ressourcengründen irgendwann »einstampfen«. Keine_r der Trainer_Innen lebt allerdings alleinig von dieser Tätigkeit, die gezahlten Aufwandsentschädigungen sind nur ein Zuverdienst. So wäre das »Aussterben« einer Gruppe wohl eher persönlich traurig als ökonomisch tragisch.

Vier der fünf Trainer_Innen sowie eine weitere Interviewpartnerin im sind oder waren zusätzlich oder vor ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit für gemeinnützige Sportvereine auch in kommerziellen Fitnessstudios als Trainer_Innen tätig. In ihren Erzählungen davon finden sich Motive der Entfremdungsthese von Hochschild wieder. Aaron beispielsweise erzählt von seiner Zeit als Fitnesstrainerin (also vor seiner Transition zum Mann):

»Also einer meiner ersten Arbeitstage war 9/11³⁷ und die Leute kamen rein und wir hatten da kein Fernsehen und die Leute waren total paralysiert von den Bildern. Und es kam aber eine Frau nach der anderen und die wurden immer paralysierter und ICH musste mit denen wie auf dem Laufband/Also ich bin ganz viel mitgelaufen, kam mir vor wie so im Hamsterkäfig. Es kam immer wieder jemand rein und wir haben BauchBeinePo-Programm praktisch/Das war immer das Hauptthema von denen, das war auch mein Job so, im Gegensatz zu den männlichen Kollegen, die dann andere ähm Trainingsbereiche hatten. Und dis war so eins der ... son AHA-Erlebnis für mich, dass ich auf keinen Fall in diesem Bereich länger arbeiten möchte. Weil da gings wirklich nur um Optimierung und selbst wenn 9/11 ist, nehm ich meine Trainingsstunde wahr und ich funktioniere auch als Trainer(.)in. Auch wenn ich weiß, da passiert grad irgendwas ganz Schlimmes und ich krieg's aber gar nicht mit, sondern ich kriegte immer nur so Erzählungen. Also ich bin dann erst abends nach Hause und hab dann die Bilder gesehen und hab sozusagen gedacht: Krass, du warst den ganzen Tag jetzt aufm Laufband und hast irgendwelche Body-Mass-Indexe trallalla son Scheiß gemacht mit irgendwelchen Leuten ne. (.) Und da da is' mir nochmal dieses dieses Absurde von diesem Ganzen...krass einfach.« (Interview Aaron)

In der englischen Originalausgabe des »Managed Heart« spricht Hochschild von sogenannten »breaking points« (Hochschild 2012: 128³⁸) als Momente, in denen Arbeiter_Innen bewusst eine Kluft zwischen ihren eigenen und den »geforderten«

37 Er meint den 11.09.2001, den Tag eines Anschlags auf ein Regierungsgebäude und das World Trade Center in New York, bei dem etwa 3000 Menschen zu Tode kamen.

38 In der deutschen Ausgabe sind diese Abschnitte nicht enthalten.

Empfindungen verspüren und verweigern, *deep work* zu betreiben und sich ›innerlich‹ mit den Zielen ihrer arbeitgebenden Institution zu identifizieren. Cohen beschreibt diese Momente als solche, in denen die eigene Entfremdung bewusst erlebt wird und die daher das Potential zum Widerstand gegen die eigenen Arbeitsbedingungen, besonders auch gegen die unbezahlte emotionale Arbeit, bieten.

Auch für Aaron ist die Erfahrung, dass der Fitnessstudio-Betrieb unbeeindruckt weiterverläuft, obwohl gerade ein Terroranschlag von gravierender Bedeutung passiert ist, ein »AHA-Erlebnis«, das ihn seine Abneigung gegen seine Tätigkeit dort begreifen lässt. Während der Erzählpassage erscheint Aaron sehr aufgebracht und immer noch emotional stark berührt von der Erinnerung. Nicht nur die Kund_Innen kamen ins Studio, obwohl sie von den schockierenden Bildern des Tagesgeschehens paralysiert waren, auch Aaron funktioniert weiter als Trainerin (er geht »into robot«, vgl. Hochschild 2012: 129, 135), obwohl auch ohne Fernseher im Studio klar war, dass »irgendwas ganz Schlimmes« passiert ist, von dem er »nur so Erzählungen« mitbekommt. Er empfindet sich »wie im Hamsterkäfig«, also gezwungen eine monotone und sinnentleerte Tätigkeit in einer Art von Gefängniseinrichtung (Käfig) auszuüben. Mit den Zielen, die er unterstützen muss, nämlich »Optimierung« (bei ihm als Trainerin vor allem »BauchBeinePo«) und »Body-Mass-Indexe trallalla« sind ihm, wie seine Wortwahl anzeigt, zuwider.

Weiter führt er aus:

»Und ähm es wird den Leuten ja immer verkauft, dass sie alles erreichen können ne. Und dann sehen die so aus wie hier zum Beispiel diese Modells hier da oben auf dem Bild [zeigt auf ein Poster mit zwei muskulösen Männern] und ähm (.) dis is natürlich Quatsch. Und das Lustige war ja zum Beispiel, oder Krasse war auch, dass wir praktisch unseren Stundenlohn damit aufbessern sollten, möglichst viele Produkte zu verkaufen. Also was ich eigentlich damit sagen will, dis is halt ne Geldmaschine also ne, dieser Optimierungskram, da wird halt Geld gemacht. Dieses Bild das is halt wie so Körperpropaganda und dann wird halt sozusagen/Die Leute sind abgelenkt und gleichzeitig ähm mit sich beschäftigt und (.) und geben da auch ganz viel Geld für aus bis hin zu dass zum Beispiel so Leute [wieder Verweis aufs Poster] glaub ich zum Teil auch Sachen schlucken, die in Richtung Doping gehen.« (Interview Aaron)

Hier wird eine starke Ablehnung der kommerziellen Fitnesskultur bekundet. Das Versprechen der Erreichbarkeit eines idealtypischen fitten Körpers wird als »Körperpropaganda« und Teil einer »Geldmaschine« betrachtet, die durch den Verweis auf Doping sogar implizit als gesundheitsschädlich und illegal beschrieben wird. Der Verweis darauf, dass die »Leute abgelenkt sind« bezieht sich auf eine, in der 9/11-Passage bereits angeklungene, Theorie einer Entpolitisierung durch Fitnesskultur und verwandte gesellschaftliche Phänomene, die die Aufmerksamkeit

der Menschen auf sich selbst und den eigenen Körper fokussiert.³⁹ Aarons Darstellung lässt sich als Beschreibung einer entfremdeten emotionalen Arbeitstätigkeit nach Hochschild fassen. Entgegen seinen eigenen Überzeugungen, Gefühle und Interessen (das politische Tagesgeschehen zu verfolgen und zu würdigen), muss er eine Illusion des erreichbaren Traumkörpers mitsamt dazugehöriger Produktpalette verkaufen, die er selbst ablehnt.

Auch Alma, die letztendlich nie im Fitnessstudio beschäftigt war, grenzt sich schon in der Ausbildung von der Tätigkeit im kommerziellen Kontext ab:

»Und ähm ich hab noch ne andere C-Lizenz bei sonem kommerziellen Anbieter gemacht, die fürs Fitnessstudio ausbilden und das war gaaanz schrecklich, weil da gabs echt nur die Typen da, die konnste alle in die Tonne kloppen irgendwie. Das waren alles totale Idioten und es ging echt nur um Muskelaufbau. Und bei den Frauen, die konnste auch alle in die Tonne kloppen, da gings echt nur ums Abnehmen. Und das ganze Thema war auch immer nur: Muskelaufbau und wie nehm' ich ab? Das haben wir da gelernt. Und ähm (4) ich finde das falsch. Ich finde das/Nee. Ähm (5) Ich finde das schade. Ich finde das/Und ich hab auch gemerkt, weil ich hab damals gedacht, ich könnte vielleicht im Fitnessstudio arbeiten und da Geld verdienen und hab aber gemerkt ähm, dass ich das nicht aushalte, wenn die Leute immer zu mir kommen und machen Sport, weil sie abnehmen wollen.«
(Interview Alma)

Alma merkt bereits während der Lizenzausbildung zur Trainerin, dass sie sich mit den Zielen und Werten einer konventionellen Fitnesskultur – Muskelaufbau und Abnehmen, was sie zudem als geschlechtlich segregiert wahrnimmt – nicht identifizieren kann. Menschen, die diese Ziele verfolgen, wie hier ihre Mitauszubildenden, lehnt sie ab und begräbt so ihre Vorstellung davon, in diesem Bereich beruflich tätig zu werden, da sie die nötige emotionale Arbeit der Unterdrückung von Ablehnung und Langeweile nicht aushalten würde.

Bei Lu hingegen, die als Jugendliche in einem Fitnessstudio jobbte, finden sich durchaus auch Momente des Widerstands und der Ermächtigung im Tätigkeitsfeld:

»Und ähm das war unglaublich nervig, wie oft Typen dann auf son Dreh gekommen sind, dass sie mir beweisen wollen, wie unglaublich stark sie sind. Und dann die berühmte Brustpresse war dann immer so mein Lieblingsgerät. Weil ich hab dann immer so im Dialog erfragt so: ›Was meinst du denn, wie wir hier mit dem Gewicht hantieren sollen und so?‹ Und dann, wenn so Typen so besonders schlimm in

39 Damit schließt Aarons Alltagstheorie an manche sozialwissenschaftliche Perspektive auf Fitnesskultur und allgemein neoliberale Gesellschaftsverhältnisse an (vgl. Bauman 2005; Hitzler 2002: 75; Moegling 1988: 37).

die Richtung unterwegs waren, sie wollen mich jetzt beeindrucken, dann hieß es immer: »Ja mach, hau drauf, mach besonders viel!« Und bei der Brustpresse ist es ja so, da isst halt ungefährlich, wenn du ganz viel nimmst und du weißt eigentlich schon: Das schafft der nie im Leben. Da hab ich immer sehr sehr viel genommen und das war sone Brustpresse, wo man so halb gelegen hat und dann diese Bewegung machen sollte und das war einfach wunderbar zu sehen, wie diese Typen, die grad noch den Mund sooooo vollgenommen haben, dasaßen wirklich der Kopf kurz vorm Platzen und sie dieses Ding nicht bewegt gekriegt haben. Das war mir dann immer son bisschen Genugtuung, wo ich dacht: Hm ja wollen wir nochma irgendwie anders anfangen? Also das hat mir Spaß gemacht, als Trainerin ehrlich gesagt (lacht).« (Interview Lu)

Neben der »Arbeitsverweigerung«, die darin besteht nicht dafür zu sorgen, dem Kunden das bestmögliche Erfolgsgefühl zu vermitteln, liegt Lus Strategie hier zudem darin, die Fixierung der Kunden auf ein bestimmtes Ideal männlicher Kraftsportperformanz auszunutzen, um stattdessen sich selbst ein Gefühl der Genugtuung und etwas Spaß zu verschaffen, ähnlich der Flugbegleiterin in Hochschilds Arbeit, die ihre Wut auf eine unfreundliche und rassistische Passagierin nicht offen zeigt, ihr aber »aus Versehen« den bestellten Bloody Mary auf den weißen Hosenzug kippt (Hochschild 2006: 109).

Alle interviewten Trainer_Innen, die auch Erfahrung als Trainer_Innen in kommerziellen konventionellen Studios haben, betonen den Unterschied zu ihrer Arbeit für queere Sportvereine beziehungsweise Gruppen, welche weniger als Lohnarbeit verstanden wird (zumal die gezahlten Aufwandsentschädigungen deutlich unter einem geläufigen Satz für selbstständig arbeitende Trainer_Innen liegt), sondern als eine Art ehrenamtliches Community-Engagement, ähnlich den Trainerinnen der feministischen Sport- und Bewegungskultur der 1980er Jahre (siehe Kap. II. 1).

Interessant sind daher auch Aussagen von Ben, welcher sowohl im subkulturellen queeren Kontext als auch in konventionellen Sporträumen als Trainer tätig ist. Im Interview stellt sich heraus, dass seiner auffallenden Muskulosität hierbei unterschiedliche Bedeutungen zukommt: Für den konventionellen privatwirtschaftlichen Sektor beschreibt er, dass sein Körper auch ein gutes Stück weit seinen Marktwert als Trainer bestimmt, indem er Neid auslösen und dadurch das Bedürfnis wecken soll, mit ihm zu trainieren, um einmal auch so auszusehen wie er: »Als Fitnesstrainer [...] verkaufe [ich] einen Teil meiner Arbeit mit meinen Muskeln, mit meiner Fitness.« (Interview Ben) Gleichzeitig beschreibt er, dass er, als er die queere Fitnessgruppe miteröffnete, am Anfang nur T-Shirts trug, die seine Oberarme bedecken, um die Teilnehmenden nicht einzuschüchtern. Erst als er das Gefühl hatte, dass er und die Gruppe sich miteinander wohl fühlen, begann er auch hier ärmellose T-Shirts zu tragen. Hier zeigt sich, dass es seine Arbeit als

Trainer durchaus auch erfordert, gruppenspezifische Normen und Werte mit einzukalkulieren, um die gewünschte Atmosphäre und die anvisierten Gefühle unter den Teilnehmenden zu erzielen.

Im Kontext der queeren Fitnessgruppen betonen die Trainer_Innen, stets bereitwillig und gern für ein gutes Gefühl und Wohlempfinden der Teilnehmenden zu sorgen:

»Hm also mein Ziel da als Trainer ist eigentlich genau die Leute, klingt jetzt so doof, da abzuholen, wo sie stehen und ihnen ein gutes Gefühl zu vermitteln dabei. Dis wär so, wenn ich das schaffen würde als Trainer, wär dis für mich super. Also so, dass sie halt nicht das Gefühl haben: Ich krieg die und die Leistung nicht hin und deswegen bin ich hier falsch oder ich entsprach eben nicht dem und dem Körperbild und deswegen bin ich falsch überhaupt IN DER TURNHALLE. Also es gibt ja so, also in meinem also hab ich oft auch unter Freunden kennengelernt, ähm dass die sone Turnhallenphobie haben. Ganz schlimme Erfahrungen im Schulsport gemacht haben und einfach sobald sie ne Turnhalle betreten, damit n Problem haben. Ich finde, wenn man, wenn man dis schafft als Trainer oder Trainerin die Leute ähm zu motivieren (...) Sport ma nochmal auszuprobieren und dabei Spaß zu haben und sich dabei gut zu fühlen, ist das sozusagen das Ziel, was ich da anstreben würde und eben nicht sone Optimierung von wegen die und die Leistung, die und die Technik muss gelernt werden, der und der Trainingsplan muss abgearbeitet werden und so weiter.« (Interview Aaron)

In dieser Passage wird sehr deutlich, dass Aaron das primäre Ziel als Trainer für sich darin sieht, den Teilnehmenden »ein gutes Gefühl« und Spaß am Sport zu vermitteln. Es zeigt sich ein im Feld wiederkehrendes Motiv der konträren Gegenüberstellung von Spaß und zielgerichtetem, planvollen Training (siehe Kap. III. 4.3). Aaron strebt explizit die Transformation des emotionalen Bezugs zum Sport und zum eigenen Körper, die Überwindung der »Turnhallenphobie« der Trainierenden, an. Seine Aufgabe sieht er vor allem darin, den Raum und die darin ausgeübten Praktiken für die Teilnehmenden anders zu »stimmen«, in eine andere Atmosphäre zu überführen, mit anderen emotionalen Assoziationen zu verknüpfen. Das Gelingen dieser Aufgabe hängt maßgeblich an der Gefühlsarbeit, welche auch ein *deep acting*, eine emotionale Arbeit der Trainer_Innen an und mit eigenen Gefühlen, voraussetzt, wie folgendes Zitat zeigt:

»[I]ch [komm] ganz schnell in son Competition-Ding, was ja superlange antrainiert ist bei mir, was ich jetzt grade auch versuche für mich selber rauszunehmen. Das ist eigentlich auch son Ding, was ich grade mit mir selber übe, halt nicht immer so da drauf zu kucken, das Optimale aus sich rauszuholen. Das ist ja ganz ätzend eigentlich. Sondern auch für mich selber kucke, dass ich (.) das was ich eigentlich meinen Leuten in meinen Kursen beibringen möchte, auch für mich

selber leben kann. Und das ist/Da merk ich manchmal ne Diskrepanz. Das find ich ganz spannend. [...] ...genau, diese Diskrepanz: was ich sozusagen versuche zu vermitteln und wie ich das selber mit mir mache ja. Das find ich schon auch manchmal...Das ist ne Eigenarbeit, mit sich selbst.« (Interview Aaron)

Aaron beschreibt ein Gefühlsmanagement, mit dem er die Diskrepanz zwischen dem, was er vermittelt und auch gern *authentisch verkörpern* möchte und seinem empfundenen Drang, sich mit (jüngeren, sportlicheren) cis Männern zu vergleichen, überwinden möchte. Denn nur so könne er auch »selber leben«, also auch selbst in Bezug auf sich und seinen Körper fühlen, was er seinen Kursteilnehmenden beibringen möchte. Auch hier gibt es also einen Bruch, eine »Diskrepanz« zwischen und dem, was Aaron vermittelt und wie er »wirklich« empfindet. Das führt hier aber nicht zu einem »breaking point« im Sinne einer erzwungenen Entfremdung. Im Gegenteil wird hier ein Anreiz zur Ent-Entfremdung durch das Überwinden von gesellschaftlich aufgenötigter Selbstabwertung konstruiert, die nichtsdestoweniger eigenständig erarbeitet werden muss. Das wird aber nicht als Notwendigkeit für eine Lohnarbeitstätigkeit betrachtet, diese »Eigenarbeit« betreibt Aaron »für sich selbst«.

3.2.2 Individuelle Wertschätzung und Authentizität

Auch im Interviewmaterial der Teilnehmenden wird die Relevanz der Trainer_Innen vielfach deutlich. Viele Abgrenzungserzählungen zu Mainstream-Fitness- beziehungsweise Sportkontexten beziehen sich immer wieder auch auf das Verhalten der Trainer_Innen dort. So formuliert Anika auf die Frage, was das queere Fitness-training unterscheide von dem, was sie selbst davor als »typischen Fitti-Sport« bezeichnet hat:

»[...] dass sich Aaron auch Gedanken darüber macht, wer ist so in der Gruppe und wer kann was gut oder vielleicht nicht so gut. Ich glaube das macht Aaron schon, sich zu überlegen, wem kann ich was zumuten oder auch nicht, so verschiedene Leistungsniveaus anbietet für die verschiedenen Stationen oder Ausweichübungen anbietet. Das ist ja alles sehr mitdenkend find ich, das ist ja nicht Standard, das zu machen.« (Interview Anika)

Auch Nadine beklagt an konventionellen Fitnessstudio-Kursen, dass oft nicht mitgedacht werde:

»dass da jetzt zwanzig Leute sind und die einen machen dis und die anderen machen dis und alle sind erwachsen und alle können irgendwie, haben ne Idee, wo ihre Grenzen sind ne und machen das dann bis zu dem Punkt. Also ihre körperlichen Grenzen...sondern dass das so stereotyp drübergeschrieben wird, ähm: Jetzt geht mal noch tiefer und noch höher und dass oft keine Variationen angeboten werden.« (Interview Nadine)

Unabhängig von einer Sensibilität für unterschiedliche sportliche Leistungs-niveaus und Motivationslagen, zeigt sich im Interview mit Kim die Relevanz einer Sensibilität für persönliche Grenzen:

»Also sie [Inga, die Trainerin im FLTI*-Sportverein, Anm. CS] sagt halt sehr klar: ›Darf ich dir was zeigen? Ich möchte gern deinen Rücken berühren, darf ich?‹ Und das fand ich total super, weil's halt für mich total wichtig ist, mit so Grenzen und grade so körperliche Grenzen sind halt total relevant für mich und da fühlte ich mich halt super aufgehoben weil halt klar war, es fasst mich niemand an, wenn ich das nicht will [...] also mit Inga kann man das halt total gut steuern und das war... ja war total erleichternd. Also weil das ist ja schon/Also im Fitnessstudio war das schon...Trainer_Innen fassen dich halt an. Die wollen dir halt irgendwas zeigen mit ›Hier mach mal hier den Arm mal anders!‹ Und dann fassen die dich halt an!« (Interview Kim)

Auch hier findet sich eine klare Gegenüberstellung der vorsichtigen Trainerin aus dem FLTI*-Sportverein und unsensiblen und dadurch übergriffigen Trainer_Innen aus dem Fitnessstudio. Der rücksichtsvolle und fragende Umgang von Inga mit (potenziellen) Grenzen von Kim ermöglicht ihr ein Gefühl der Erleichterung und Geborgenheit (»fühlte ich mich halt super aufgehoben«). Der Safe(r) Space/Schutzraum-Charakter der Räume gewinnt hier neben der ›Sicherheit‹ vor Geschlechter- und anderen Körpernormen und Leistungsdruck einen weiteren Aspekt dazu: den der Sicherheit, dass niemand Kim anfassen wird, wenn sie dies nicht will – eine Sicherheit also, dass persönliche Grenzen, die in konventionellen Settings vielleicht als ungewöhnlich sensibel gelten, hier respektiert werden.

Doch auch Lukas und Lu, die beiden Kontrastfälle meines Interviewsamples, die bei in zwei unterschiedlichen konventionellen Crossfit-Studios trainieren, heben die Relevanz der Trainer_Innen hervor. Interessanterweise findet auch in diesen beiden Interviews eine Abgrenzung zu klassischen Fitnessstudios statt, allerdings nicht entlang der Grenze Mainstream/Queer, sondern Fitnessstudios und Crossfit-Studios⁴⁰. So hat auch Lukas erst drei Fitnessstudios besucht, ehe er Crossfit für sich entdeckte: »Und halt auch so die Atmosphäre in den meisten Fitnessstudios fand ich auch immer n bisschen unangenehm, so von den Menschen, die das halt da mitbesucht haben und teilweise auch die Trainerinnen und Trainer, sind halt auch manchmal n bisschen...seltsam.« (Interview Lukas) Im

40 Diese werden gemeinhin als Crossfit-Boxen bezeichnet und unterscheiden sich von klassischen Studios dadurch, dass hier in der Regel nur gruppenweise trainiert wird. Ein Training, WoD (Workout of the Day), besteht aus einem vom Trainingspersonal zusammengestellten Zirkeltraining, welches in der Regel mitsamt Erwärmung und Ausdehnen eine Stunde dauert und je nach Größe der Crossfit-Box zu verschiedenen Tageszeiten angeboten wird.

Crossfit-Studio hingegen fühlt er sich mit Klientel und Personal wohl und zeichnet ein Bild von Trainer_Innen, die um ein Erfolgserleben für alle Teilnehmenden jenseits vereinheitlichter Gelingensstandards bemüht sind: »Und da kucken auch die Trainerinnen und Trainer immer drauf, dass das halt alle schaffen auf ihre eigene Weise und in ihrer eigenen Form.« (Interview Lukas)

Im Interview mit Lu finden sich ebenso sehr positive Bezugnahmen auf das Trainingspersonal. Dieses wird direkt als Grund benannt, warum Lu sich wohl fühlt, obwohl sie durchaus Differenzen zur »Kultur« des Studios hat:

»Also wie gesagt, ich finde auch schon so, [...] generell, dass es wirklich ein extrem heterosexistischer Ort ist, das ist da auch so. Aber (4) es stört mich halt nicht so, weil ich da ganz gut das Gefühl hab, ich kann da...ich hab da so meinen Ort drin trotzdem. Grade auch, weil die Trainerinnen und Trainer, die da sind, echt cool sind und ich die wirklich alle kenne und die auch schon son paar Jahre meine Aufs und Abs und Jetztgehts und Vielleichtdoch nichts und Dochwieders so mitkriegen.« (Interview Lu)

Lu findet »ihren Ort« im heterosexistischen Studio aufgrund der langjährigen Bekanntschaft mit den Trainer_Innen, die sie in ihrer wechselhaften Sportbiografie begleiten. Besonders eng beschreibt Lu das Verhältnis zu der Trainerin Marie, bei der sie regelmäßig Einzelstunden bucht: »Also für mich ist das auch unglaublich wichtig, dass wir auf sonem persönlichen Level konnekten und dass es son totales Vertrauensverhältnis gibt. Mit ihr kann ich total gut reden, auch über identitäre Sachen und sowas.« Mit »identitäre Sachen« meint Lu Uneindeutigkeiten und Wandlungsprozesse in Bezug auf die eigene Geschlechtsidentität, denen die Trainerin trotz eigener Verortung innerhalb der »heterosexistischen« Studiokultur, Verständnis und Respekt entgegenbringt. Entgegen vieler anderer Interviews, in denen als Frauen wahrgenommene Personen einheitlich von der Erfahrung berichten, von Trainer_Innen im Fitnessstudio dazu gedrängt worden zu sein »weibliche« Fitnessziele zu verfolgen und explizit nicht auf ein »männliches« Körperschema hin zu trainieren (siehe Kap.III.4), erfährt Lu hier Akzeptanz und Unterstützung in den eigenen Zielen. Ferner berichtet sie:

»Also ich fühl mich richtig wertgeschätzt auch von ihr [...] und ich kann sie auch über irgendwelche Messenger kontaktieren, wenn ich irgendwelche Fragen hab. Die ist wirklich daran interessiert, wies mir geht. [...] Also klar isses n Geschäftsverhältnis, das wir haben, aber das hat einfach sone herzliche, menschliche, offene Komponente diese Beziehung. Ja ich komm ins Schwärmen...is echt toll.« (Interview Lu)

Obwohl sich Lu durchaus bewusst ist, dass es sich um ein Geschäftsverhältnis beziehungsweise eine Dienstleistungsbeziehung handelt, die die beiden verbindet, fühlt sie sich persönlich und herzlich wertgeschätzt. Die Trainerin steht ihr auch

außerhalb direkter Kontaktzeiten im Studio über digitale Medien (Messenger) zur Verfügung und signalisiert Lu generelles persönliches Interesse.⁴¹

Für Lukas und Lu ist es, entgegen der sonst im Feld dominanten Diskurse, auch in konventionellen, »heterosexistischen« Kontexten möglich, sich wohl und sicher zu fühlen.⁴²

Was alle positiven Trainer_Innenfiguren, queer oder nicht, eint ist, dass sie das Gefühl einer individuellen Wertschätzung vermitteln, sei es über Einzelstunden und non-stop-persönliche Erreichbarkeit oder eben in einer ausdifferenzierten Aufgabenstellung für alle Bedürfnis- und Leistungslevel. Darin zeigt sich eine kulturell hohe Relevantsetzung der Individualität beziehungsweise Singularität (Reckwitz 2018) der einzelnen Teilnehmenden, die mit Reckwitz als generell typisch spätmodern gilt (Reckwitz 2018). »Entfaltung findet das spätmoderne Subjekt nur im Singulären, in dem, was als singulär erfahren wird. Und nur was als singulär erlebt wird (und nicht als massenhaft und standardisiert) scheint authentisch.« (Reckwitz 2019: 215)

Das heißt, die Anerkennung und Wertschätzung der Individualität der Teilnehmenden in den queeren Fitnessgruppen wird zwar von diesen als different zum leistungs- und optimierungsorientierten Mainstream konstruiert, ist jedoch ein grundsätzliches Element (spät-)moderner (Fitness)Kultur (siehe auch Kap. I.1). So arbeitet auch Sassatelli Fitness generell als »characterised by a universalistic and individualistic rhetoric« (Sassatelli 2010: 14) heraus. Sie sieht Fitnesskultur genau durch eine Hybridisierung von universalistischer, verallgemeinernder Normativität und einer äußerst differenzierten Palette an Individualisierungsoptionen gekennzeichnet, einem »individualistic universalism« (ebd.: 78; vgl. Duttweiler 2004: 133) oder auch

»*differenciating pluralism*, which is largely structured according to subject categories that fix stereotypical images of social divisions (women, men, the elderly, stay-home mums, pregnant women, ex-athletes and so on); to exercise techniques (body-building, aerobics, stretching, yoga, step, spinning and so on); and to body targets (slimming, toning, getting healthier, feeling better and so on) or body parts (legs, shoulders, stomach and so on).« (Sassatelli 2010: 14, Herv.i.O.)

41 Um die Aufweichung der Grenzen zwischen Dienstleistung und freundschaftlichem Verhältnis von beiden Seiten einer Dienstleistungsbeziehung geht es auch bei Cohen 2010.

42 Das allerdings ist womöglich im Kontext von Crossfit-Studios, wo stets nur in vergleichsweise kleinen Gruppen oder in Personal-Training-Einheiten trainiert wird, einfacher zu gewährleisten als in großen, flexiblen und dadurch anonymen Fitnessstudios. Relevant ist dabei allerdings, dass Mitgliedschaften in Crossfit-Boxen und erst recht Personal-Training-Einheiten, in der Regel wesentlich teuer sind, als eine Mitgliedschaft in klassischen Fitnessstudios bekannter Marken.

Aus dieser Perspektive ist auch die Ausrichtung der hier untersuchten Fitnessgruppen auf eine explizit queere Zielgruppe ein weiteres Beispiel für die Ausdifferenzierung der Fitnesskultur⁴³ unter anderem nach sozialen Kategorien, um so letztlich alle möglichen Subjekte in je individueller Ansprache in diese zu integrieren. Die Zuordnung der Sportgruppen zur queeren Subkultur verspricht die Partizipation an einer verbreiteten Praxis unter Berücksichtigung individueller Bedürfnisse und Bedarfe – verspricht also gleichzeitig Teil einer allgemeinen Kultur und doch singular und besonders zu sein (vgl. Reckwitz 2018; Martuschkat 2019: 51; siehe Kap. I und IV.2). In praxi kommt die Aufgabe der Vermittlung dieser Hybridität der Fitnesskultur den Trainer_Innen zu:

»Trainers work as body and exercise experts as well as emotional workers [...]. They are key resources to qualify as free, selfgratifying, personalised, amusing, and creative a place like the gym which could otherwise be felt as too instrumental, rationalised and standardised.« (Sassatelli 2010: 12)

So wird von The Queer Gym auf ein Expertise-Wissen zu Prozessen der geschlechtsangleichenden Transformation verwiesen, also darauf, dass Trainer_Innen vor Ort über Wissen zu Operationen, Auswirkungen von Hormonen und ähnliches verfügen, welches für die Trainingsgestaltung sehr relevant sein kann:

»You can't just like, walk into a 24 hour fitness and find a trainer that knows how to train someone going through a gender transition, but you can at our gym. Our trainers specialize in knowing how to train the transgender community. Everything from training while on hormonal therapy to how to prepare for top surgery.« (thequeergym)

Andere verweisen ebenso darauf: »Stop listening to the advice of fitness professionals who understand nothing about your community.« (buffbutch)

Auch im Beobachtungsfeld spielt die Expertise der Trainer_Innen zu Themen und Belangen von Menschen in geschlechtlichen Transformationsprozessen, nicht zuletzt aus eigener Betroffenheit, eine Rolle.

»Ich weiß selber, wie das is' mit seinem eigenen Körper nicht äh (10) nicht so per du zu sein. Und das ist mir dann persönlich auch 'n Bedürfnis, das das eine oder andere Mal so durchblicken zu lassen, indem ich was dazu sage. Also nicht dazu, wies mir geht, weil ich steh da nicht im Mittelpunkt, aber wie man grundsätzlich manche Sachen sehen kann, machen kann und äh ich glaub schon, dass manche dann merken, warum ich den Kurs gebe und warum ich den gerne gebe.« (Interview Mika)

43 Generell findet seit den 1970ern eine Ausdifferenzierung der Sportlandschaft statt (Schmidt 2009; Kolb 2009).

Mika verweist hier auf eigene Erfahrungen damit, sich der zugewiesenen Geschlechtskategorie nicht zugehörig zu fühlen und in diesem Rahmen auch Probleme im Körper-Selbst-Verhältnis zu entwickeln, sich mit dem eigenen Körper »nicht per du«, nicht vertraut oder »befreundet«, zu fühlen. Sie legt diesen Erfahrungshintergrund im Training mitunter offen, explizit nicht, um selbst Aufmerksamkeit zu bekommen, sondern um Teilnehmer_Innen in ähnlichen Situationen als eine Art Vorbild zu dienen oder Orientierung zu geben »wie man manche Sachen sehen kann«. Mika setzt ihre eigene »Betroffenheit« und ihre biografischen Erfahrungen bewusst als Ressource ein für die Generierung von Gefühlen wie Vertrauen und Zugehörigkeit.

Sassatelli arbeitet heraus, dass Authentizität, hier in Bezug auf Begeisterung für Fitnesssport, eine zentrale Eigenschaft ist, die Fitnesstrainer_Innen verkörpern müssen, um erfolgreich zu sein. Sie müssen die Glücksversprechen der Fitnesskultur – das Versprechen von Zufriedenheit, Energie und Gesundheit – selbst repräsentieren, um ihre Kundschaft langfristig binden zu können. »*Authenticity or vocation are crucial for the credibility of the professional claim. Like other service professionals, fitness workers play on the cultivation of authenticity as much as on expert knowledge [...]*« (Sassatelli 2010: 88, Herv.i.O.) So sagt auch eine interviewte Trainerin, in großem Kontrast zu Aaron: »I believe in what I do, therefore I am not a salesperson, [...].« (Ebd.: 87)

Im konkreten Untersuchungsfeld der vorliegenden Studie müssen Trainer_Innen allerdings nicht nur eine Authentizität als überzeugte Fitnesssportler_Innen an den Tag legen, sondern vor allem auch die Queerness der Trainings authentisch verkörpern. Das beinhaltet auch eine gewisse kritische Distanz zu bestimmten Werten und Normen, wie Leistungsorientierung und Vergleichsdenken, glaubhaft zu vertreten. Die hier untersuchten Gruppen fungieren explizit nicht nur als sportliches Training, sondern auch als subkulturelles Community- und Selbsthilfeangebot. Der Charakter als Schutzraum explizit für trans*, inter* und queere Personen erfordert daher auch eine spezifische Sensibilität der Trainer_Innen. Ihre Selbstpositionierung als trans* oder queer und der Verweis auf eigene biografische Erfahrungen der geschlechtlichen Selbstfindung verleiht den Selbstbezeichnungen der Trainingsgruppe eine Form der Legitimation und Glaubwürdigkeit.

3.2.3 Vergeschlechtlichte Emotionsarbeit

Dabei zeigen sich interessanterweise im empirischen Material Aspekte der von Hochschild explizit herausgearbeiteten Vergeschlechtlichtung der Gefühlsarbeit (vgl. Hochschild 2006: Kap.8), worauf nun näher eingegangen wird.

Im Interview antwortet die Trainerin Mika auf die Frage, was ihr Training von dem der anderen Fitnesstrainer_Innen ihrer Gruppe (die von insgesamt drei Trainer_Innen im Wechsel betreut wird) unterscheide:

»[I]ch mach teilweise sehr sehr viel Technik. [...] nehm ich mir immer wieder viel Zeit, Übungen zu erklären: Warum muss man bei der Übung auf den Winkel achten oder auf die und die Stellung oder Haltung oder Bewegungsausübung? Hm, Ben macht sehr sehr fetziges Training, sehr sehr [hektisch?] das heißt schnell von einer Übung in die nächste, äh viele verschiedene Übungen, ständig mit der Stoppuhr und dann immer so dreißig Sekunden dies, dreißig Sekunden das. Das ist auch super. Da kommt man nicht so viel ins Nachdenken, wenn man da mitmacht. Man wird so von einer Übung in die nächste getrieben, das is ähm auch sehr schön. Alma macht ein sehr sehr ruhiges Training. Und unheimlich gesund.« (Interview Mika)

Hier zeigt sich, was sich auch in Beobachtungen widerspiegelt: eine vergeschlechtlichte Verteilung der Trainingsschwerpunkte. Während Ben als männlicher Trainer »fetziges«, schnelles Training gibt, achten die beiden Trainerinnen auf eine langsame und präzise und dadurch gesundheitsorientierte Ausführung der Übungen.⁴⁴

Insgesamt konnte ich fünf Trainer_Innen bei Ihrer Arbeit beobachten und auch alle interviewen. In den Beobachtungen zeigt sich, dass die drei nicht-männlichen/weiblichen⁴⁵ Trainer_Innen einen wesentlich sanfteren Trainingsstil verfolgten als die beiden männlichen Trainer. Sanfter bedeutet, dass die sportlichen Anforderungen, also Intervallzeiten, Gewichtsvorgaben und Ausführungshäufigkeiten, in der Regel niedriger sind als in von Männern angeleiteten Trainingseinheiten. Das wird zum Beispiel an folgenden Feldnotizen aus der vorrangig von Frauen frequentierten Gruppe von Inga deutlich:

»Besonders im Vergleich zum Training, bei dem ich heute Morgen war [mit Aaron als Trainer, Anm.], fällt mir auf, dass hier wirklich kaum Geräte oder Gewichte verwendet werden. Die schwersten Gewichte, die ich hier bisher im Einsatz gesehen habe, waren ein Kilo. Beim Matten wegräumen sagt eine Teilnehmerin zu mir und einer anderen, als wir uns anschicken eine Matte »nur« zu zweit zu tragen: »Keine Kraftmeierei hier!« Von der Trainerin Inga aus wird stets viel Wert auf Präzision der Bewegungsausführung gelegt. Im Kontrast etwa: statt »Ja los, ihr schafft es, zieht! Noch ein bisschen, anstrengen!« sind die Aufforderungen hier eher: »Schau nochmal genau, wie dein Knie steht. Achte auf deinen Atem. Schau, wo dein Körper gespannt ist und ob die Spannung dort nötig ist, unnötige Spannung beenden. Oberkörper weich werden lassen«. Auch Bilder von »fließendem Atem« und eine

44 Wie sich in Kap. III.4.3 zeigen wird, findet im Feld eine Vergeschlechtlichung und »Veralterung« von Gesundheitsorientierung statt.

45 Zwei sind cisweiblich und eine Person, Mika, sagt über sich selbst, sie sei bei Geburt männlich zugeordnet worden, habe sich aber nie so identifiziert und wolle keiner wir-Gruppe zugeordnet werden. Als Wunschpronomen gab Mika in den Pronomenrunden stets »sie« an.

zehnminütige Entspannungsphase, in der die Teilnehmenden nur mit geschlossenen Augen auf der Matte liegen am Ende, gibt es in den anderen Trainings nicht.« (Beobachtung 13.07.2016)

»Die Trainerin sagt Sätze wie: ›Jede noch zehn, aber ihr könnt natürlich auch jederzeit früher aufhören.« Memo: Zumindest Ben würde das sicher nie sagen.« (Beobachtung 06.07.2016)

Auch wird sprachlich öfter betont, dass es ok sei, etwas nicht zu schaffen, Schwierigkeiten mit Übungen zu haben. Ja sogar die Trainerinnen selbst sagten mitunter, dass sie Übungen nicht (gut) zu könnten und ließen sie von Teilnehmenden vorzeigen, die besser darin seien, demonstrierten also selbst sportliches Nicht-Können. In einer Feldnotiz heißt es, dass Mika »bei den Liegestützen [...] gleich an[sagt], dass sie diese von Anfang an auf den Knien machen wird. Memo: Muss sie garantiert nicht!« (27.06.16) Die Feldnotiz verweist darauf, dass sich für mich die Praxis Liegestützen auf den Knien auszuführen widersprüchlich zu Mikas allgemeiner sportlicher Performanz darstellt und ich die Entscheidung dazu eher im Sinne einer absichtlichen Unter-Performanz interpretiere, welche Teil der Gefühlsarbeit an der Raumatmosphäre ist (siehe in Kap. III.3.3 dazu auch Sams Unter-Performanz).

Solche Beobachtungen finden sich kaum bei Trainingseinheiten, die von den Trainern angeleitet werden. Im Gegenteil sind folgende Auszüge eines Beobachtungsprotokolls recht typisch. Ein Zirkeltraining wird hier beschrieben:

Andere Übungen des Zirkels erscheinen mir ziemlich anspruchsvoll. Zum Beispiel sollen die Teilnehmenden aus dem Burpee⁴⁶ direkt in einen Klimmzug springen. Ben macht diese Übung sehr flink und kraftvoll vor. Es werden keine Alternativübungen gezeigt. Die Belastungszeit pro Station beträgt eine Minute mit einer Minute Pause. [...] Während des Zirkels sehe ich keine einzige Person den Burpee-Klimmzug wirklich hinbekommen. Ein Teilnehmer probiert es einmal und macht dann eine abwinkende Geste. [...] Ben korrigiert zwischendurch und feuert durch Zurufe wie »weiter, weiter!« und »schneller, schneller!« an. [...] Ben macht jetzt teilweise selber mit, gibt aber auch weiterhin animatorsmäßig Anfeuerungen, z.B. auch im Bezug auf den erkennbaren Erschöpfungsstand in der Gruppe: »Ihr hattet das ganze Wochenende frei. Was ist los?« und Händeklatschen. Wenn er einzelne Stationen auch mitmacht, wirkt er stets als der mit Abstand schnellste und kräftigste. Auch den Klimmzug-Burpee kann er als einziger überhaupt sauber ausführen und tut das auch gleich mehrere Male hintereinander.« (Beobachtung 22.02.2016)

46 Eine Kombination als Liegestütze und Hockstrecksprung, der hier direkt vor einer Klimmzugstange erfolgen sollte, so dass der Hockstrecksprung nahtlos zum Klimmzug würde.

Ben demonstriert in dieser und anderen Trainingseinheiten regelmäßig sein Können.⁴⁷ Seine Motivationstechniken scheinen darauf zu beruhen, dass er als eindrückliches Vorbild demonstriert, was alles möglich ist. Die Gefahr, auf diese Art entgegen der eigenen Statuten Leistungsdruck und Vergleichsdenken zu fördern und Teilnehmenden ein Gefühl der Unterlegenheit zu vermitteln, ist ihm dabei durchaus bewusst:

»Ich muss aufpassen, dass wenn ich äh mit den Klimmzügen ist wie: Ok, dann können wir so und so und alle sind so: ›Ah ja nur du kannst das machen!‹ Aber ich denke: Ja im Moment kann nur ich das, aber irgendwann könnt ihr das auch. Irgendwann konnte ich das auch nicht, ist eine Sache des Trainings....Aber ja ist eine Sache der Balance, ob ich zu viel demonstriere oder nicht, das habe ich so im Kopf, ob ich Leute überfordere oder traurig mache.« (Interview Ben)

Insgesamt findet sich bei allen Trainer_Innen der beobachteten Kontexte ein hohes Bewusstsein für die eigene Rolle. Alle sehen ihre Arbeit vorrangig darin, ein gutes Körper-Selbst-Verhältnis bei den Teilnehmenden zu fördern, »Turnhallenphobie« (Interview Aaron) und »Schulsporttrauma« (Interview Aaron; Flohr 2003a) überwinden zu helfen und ein soziales Miteinander zu unterstützen. Bei den männlichen Trainern scheint aber ein gewisses Spannungsverhältnis vorzuliegen, zu dem Bedürfnis, eigene Leistungsfähigkeit darzustellen und von konventionellen Formen des Sports, wie dem klassischen Wettkampf, nicht gänzlich abzusehen, auch wenn dies womöglich ungewünschte Auswirkungen auf das Erleben der Teilnehmenden hat. Die nicht-männlichen/weiblichen Trainer_Innen scheinen ihre Trainingspraxis klarer und prioritärer auf das Wohlbefinden und die Wertschätzung aller auszurichten. Damit werden hier (wie auch in Kap. III. 4.3 durch die geschlechtliche Segregation nach den Primärzielen Gesundheit gegenüber Muskelaufbau) auf subtile Weise geschlechtliche Stereotype und Rollen reproduziert. Das ist bemerkenswert, da die Ablehnung binärgeschlechtlicher Normen ein zentrales Element der untersuchten Gruppen ist, wie bereits in der Auswertung der Werbematerialien und der Umkleideorganisation zu sehen war und im Folgenden weiter ausgeführt wird.

47 Eine Ausnahme findet sich am 23.05.2016: »Interessanterweise kann Ben irgendwann, nach vielen vielen Liegestützen auch nicht mehr so gut. Zudem bemerkt er, dass viele aus dem Kreis schon ausgestiegen sind und sagt an, dass wir nun alle auf den Knien weitemachen.« Ein signifikanter Unterschied zu seinen Ko-Trainerinnen, die von vorneherein sagen, dass sie beispielsweise die Liegestütze immer auf den Knien machen oder diese oder jene Übung selbst nicht gut beherrschen, ist Ben hier dennoch am längsten dabei die Übung auszuführen. Dadurch, dass er erst alle auffordert auf die Knie zu gehen, wenn er nicht mehr in der Lage ist, die Übung korrekt auszuführen, bleibt es dabei, dass er in der Regel der ›fitteste‹ im Raum ist.

3.3 Paradoxe Geschlechterpolitik⁴⁸

Denn nicht nur in der Umkleide wird sich praktisch bemüht, keine Zweigeschlechternormativität zu reproduzieren. Hier zeigt sich jedoch in der Praxis ein gewisses Paradox, welches Gegenstand des folgenden Unterkapitels ist. Es kommt, nicht nur in queeren Sporträumen, sondern generell dort, wo in dieser Szene Freiräume, Schutzräume oder Safe(r) Spaces geschaffen werden sollen, nach Alexandra Ommert zu einer Spannung, die bestimmt ist von der

»gleichzeitigen Wirksamkeit von Diskursen [...], die sich aus der Neuen Frauenbewegung bzw. feministischem Aktivismus seit den 1960er Jahren sowie aus queeren bzw. poststrukturalistischen Annahmen speisen. Die Orientierung an feministischen Freiraumkonzepten, [...] die historisch gesehen auf dem Ausschluss von ›Männern‹ basieren, steht in Widerspruch zur Infragestellung der Kategorie Frau und der Ablehnung von Ausschlüssen aufgrund von (Geschlechter-)Kategorien.« (Ommert 2016: 216)

So gilt auch im Feld einerseits der Anspruch, Geschlecht seine normative Wirkmacht zu entziehen, indem es als frei wählbar, losgelöst von Körpern und anderen Elementen gedacht und zumindest punktuell gelebt wird. Andererseits soll aktuell existierenden Ungleichheits-, Marginalisierungs- und Diskriminierungsstrukturen (im Sport) begegnet werden, welche im Sinne des vorherrschenden Geschlechtersystems vergeschlechtlicht sind. So soll Geschlecht also als fluide und weitestgehend irrelevant gesetzt und dabei gleichsam in seiner Persistenz und Relevanz anerkannt werden. Ommert konzipiert dies als Spannung zwischen einer »herrschaftskritischen« und einer »kategorienkritischen« Orientierung:

»Während sich die herrschaftskritische Orientierung dadurch auszeichnet, herrschende Geschlechterverhältnisse in den Blick zu nehmen und diesen entgegenzusteuern, steht in der kategorienkritischen Orientierung eine Auflösung von Kategorien und Identitätszuschreibungen im Vordergrund.« (Ommert 2016: 202)

Im Folgenden werden nun also die Praktiken und Politiken des Feldes beschrieben, die eingesetzt werden, um einen Schutzraum vor der »cis-hetero-normativen« (Seitenwechsel) und »genderrigiden« (Queerfriends) Außenwelt zu bilden. Diese beinhalten zum einen Praktiken, die der kategorienkritischen Orientierung nach Ommert zugerechnet werden können (3.3.1), also Zweigeschlechtlichkeit und binäre hegemoniale Geschlechterrollen aufbrechen. Es finden sich aber ebenso Praktiken, die im Sinne einer herrschaftskritischen Orientierung einen Schutzraum vor allem vor cis Männern fokussieren (3.3.2). In den entsprechenden Aushandlungen

48 Teile dieses Kapitels und der anschließenden Zusammenfassung finden sich auch in Schmechel 2018 und Schmechel 2019a.

kommt es gleichzeitig zu Auflösungs- wie auch zu Reifizierungstendenzen hegemonialer Geschlechtskonzepte. Das wird vor allem deutlich in Bezug auf Männlichkeit in Verbindung mit sportlicher Leistungsfähigkeit, was sich in einer ambivalenten Position von cis Männern im Feld kumuliert (3.3.3).

3.3.1 Kategorienkritik: Geschlechterbinarität auflösen

Eine zentrale Praktik der Geschlechterpolitik im Feld ist die Pronomenrunde.⁴⁹ Diese besteht darin, dass alle Anwesenden sich der Reihe nach mit ihrem Namen und dem Pronomen, welches sie für sich verwendet wissen möchten, vorstellen. In einer Gruppe werden Namen und Pronomen auch mit Kreppband auf die Kleidung geklebt und während des gesamten Trainings getragen. Dem zugrunde liegt die Ansicht, dass die eigene geschlechtliche Verortung nicht etwas ist, was von anderen über die äußerliche Erscheinung zugeschrieben werden kann und sollte, sondern, sich einzig über die Selbstdefinition der Personen bestimmt. Damit wird der kulturelle Nexus aus optischer Erscheinung und Geschlechtszuschreibung gebrochen. Dabei verorten sich die genannten Pronomen nicht zwangsläufig im binären Spektrum er/sie, sondern finden sich diverse Varianten, wie sie *und* er, sier, x, kein Pronomen (stattdessen immer Nennung des Namens) oder they⁵⁰. Das Anliegen hinter einer verpflichtenden Pronomenrunde ist es, Situationen der fälschlichen geschlechtlichen Zuschreibung und daraus resultierende Verletzungen und Konflikte zu vermeiden und nicht nur vermeintlich uneindeutigen Menschen die Last zu überlassen, die eigene geschlechtliche Verortung zu benennen.

Die Pronomenrunde wird von mehreren Teilnehmenden explizit als wichtiges Element des Safe(r) Space benannt, beispielsweise von Sascha: »[...] aber für mich sozusagen auf jeden Fall da son Safe Space is, grade auch bei diesen ganzen Gender-Sachen, dass es da Pronomenrunden am Anfang immer gibt« (Interview Sascha) oder Jannis:

»[...] dass son paar Maßnahmen getroffen wurden, um sozusagen gewisse Standards zu schaffen, wie so Namensschilder mit Pronomen drauf und so, damit dann halt ganz klar war, dass ne Person mit falschem Pronomen anzusprechen halt einfach nicht angebracht ist und so.« (Interview Jannis)

49 Dabei handelt es sich um eine Praktik, welche generell in der queeren Szene verbreitet ist, auch bei anderen Veranstaltungsformaten. Auf der Internetseite von The Queer Gym wird ebenso darauf hingewiesen: »Every class starts with sharing names and pronouns.« (thequeergym)

50 Dabei handelt es sich um ein verbreitetes Pronomen nicht-binärgeschlechtlicher Personen im englischsprachigen Raum, das sich allerdings nicht gut ins Deutsche übertragen lässt, da ›they‹, also zweite Person Plural, im Deutschen ›sie‹ lautet und damit mit dem weiblichen Singular-Pronomen identisch ist.

Mika führt zudem als Vorteil dieser Praktik aus: »dass man sich am Anfang in einen Kreis stellt, sich begrüßt, sich die Zeit nimmt, sich anzukucken und zu warten, bis die letzte Person aus der Umkleide kommt.« Hier wird also zunächst vor allem der Charakter als Begrüßungsritual positiv hervorgehoben. Durch die Runde zu Beginn wird ein Moment der gemeinschaftsbildenden Interaktion kultiviert, was sicher auch zu einer Art Team-Atmosphäre beiträgt. Aber auch gerade Teilnehmende, welche sich im Suchprozess um ihre geschlechtliche Identität befinden, haben, so Mika:

»[...] da einen Raum mehr in ihrem Alltag, ein oder zwei Mal die Woche, wo sie auch damit experimentieren können. Das find ich auch gut, die Pronomen sind auch nicht immer gleich in der Runde. Einen Tag hat die Person das Pronomen und am nächsten Tag ist es: Ach heut is mir egal und das darf auch sein.« (Interview Mika)

Für manche neuen Teilnehmenden sei die Frage nach dem Pronomen erstmal überraschend.

»Ich glaube aber, dass es sehr gut ist, weil es schon dafür sensibilisiert, dass die Annahmen, die man über manche Anwesenden macht, nicht ganz stimmen. Und das macht was mit dem Kurs. Also in nem heteronormativen Fitnessstudio wird man komisch angekuckt, wenn man sagt: Ja wir machen mal ne Vorstellungsrunde und dann besten auch noch mit Wunschpronomen. Da müsste man vielen Anwesenden wahrscheinlich erstmal erklären, was 'n Wunschpronomen ist.« (Interview Mika)

Die Praktik der Pronomenrunde wird somit auch als expliziter Unterschied und Angrenzungsmoment zum Mainstream wahrgenommen. So auch von Kim, die von ihren Erfahrungen in einem nicht-queeren Kontext berichtet, wo sie dennoch eine Pronomenrunde einfordert:

»[...] das wirft die Leute total aus der Balance, wenn die gefragt werden, was sie fürn Pronomen benutzen. Die kriegen das nicht hin, also die musst du irgendwie fünfzehn Mal fragen, wenn die dran sind: ›Ich bin Peter.‹ ›Ja und was ist dein Pronomen?‹ ›Ja ich bin Peter.‹ ›Ja was ist dein Pronomen?‹« (Interview Kim)

Die Pronomenrunde stellt dabei aber nicht nur ein Distinktionsmerkmal zu konventionellen Sporträumen dar, sondern auch zum feministischen Sport der 1980 und 1990er Jahre, welcher durch das Credo »Von Frauen für Frauen« (Kap. II.1) von einer weiblichen Geschlechtlichkeit aller Teilnehmenden ausging. Entsprechend finden sich in den historischen Quellen keinerlei Hinweise auf eine Praktik wie die Pronomenrunde.

In Ingas Trainings, welche bereits seit Anfang der 1990er Jahre und vorrangig aus cis Frauen ab 40 Jahren bestehen, wird ebenfalls regelmäßig eine Pronomen-

runde durchgeführt, wenn auch mit der Formulierung »Wer will kann das Pronomen sagen.« (Beobachtung 06.07.2016), also ohne den Druck, der in Kims Zitat mitschwingt.⁵¹ Die Vielfalt der angegebenen Wunschpronomen ist hier nicht groß, sondern besteht aus »sie« oder einer Verweigerung der Antwort. Inga selbst sagt dazu:

»Mir erscheint es manchmal selber überflüssig, weil ich schon vorher weiß, was kommt. Ich möchte aber, dass, wenn es mal anders ist, es nicht so ungewohnt ist, dass alle denken, jetzt machen wir das wegen DEM. [...], dass man sich immer wieder erinnert, dass wir trans*inter*-offen sind. [...] Und ich mache das, damit offenbleibt, dass es passieren KÖNNTE und weil ich ja tatsächlich nicht weiß, ob jemand anders angesprochen werden möchte.« (Interview Inga)

Auch hier besteht also ein Verständnis von Geschlecht als generell bei allen Menschen potentiell fluide und nicht zwingend äußerlich erkennbar, zumindest bei der Trainerin, die damit auch ein Stück weit Sensibilisierungsarbeit betreibt. Denn trotz der mangelnden Resonanz, versucht sie bewusst zu halten, dass es nicht-weibliche Selbstverortungen geben könnte. Die vielfache Verweigerung der Nennung eines Pronomens könnte allerdings auf innere Widerstände gegen die Praktik der Pronomenrunde hinweisen und zeigen, dass ihr Charakter als gruppenbildendes Begrüßungsritual und Schutzraum-Maßnahme nicht bei allen und in allen Kontexten im selben Maße funktioniert.

Grundsätzlich wird neben den Praktiken der Umkleiden-Organisation und der Pronomenrunde in allen beobachteten Trainingsgruppen auf den konsequenten Verzicht auf geschlechtliche Zuschreibungen und Stereotypreproduktion geachtet. Es finden grundsätzlich keine vergeschlechtlichten Ansprachen statt, also keine Anreden an »die Männer«, »die Jungs« oder »die Frauen«, »die Mädchen«, ebenso wenig wie an »die trans* Personen« oder ähnliches. Auch wird auf Verwendung von Begriffen wie Mädchen/Frauen-Liegestütz⁵² oder auch das Zuweisen unterschiedliche Hantelgrößen an Männer und Frauen (begleitet von den Begriffen Männerhanteln und Frauenhanteln) explizit verzichtet.⁵³

Das ist auch ein Aspekt, den selbst die beiden Kontrast-Interviewpartner_Innen Lukas und Lu, die in konventionellen Crossfit-Studios trainieren und queeren

51 Der Verein, in dem Ingas Trainings verortet sind, ist offiziell kein Frauen(Lesben)-Verein *mehr*, sondern seit einigen Jahren ein FLTI*-Sportverein. Viele Teilnehmende ihrer Trainings sind aber nach Ingas Einschätzung mit der Motivation, ohne Männer trainieren zu wollen, beigetreten.

52 Damit werden oft Liegestütze bezeichnet, bei denen die Knie auf dem Boden abgesetzt werden, wodurch das zu stemmende Gewicht reduziert wird.

53 Darauf verweist auch The Queer Gym: »We don't gender our equipment. We don't gender exercises either. For example, we don't »supermans«. We do »super people.« We don't do »man-makers«. we do »people-makers.« (thequeergym)

Sportgruppen gegenüber eher skeptisch sind, als problematisch in Mainstream-Sporträumen benennen. So erzählt Lukas: »Also von den Sachen, die halt vorfallen, ist es halt dieses Männer- und Frauen-Gedöns in Form von Gewichten, weil's aber halt auch von diesem Konzept [...] wird halt immer vorgeschrieben ›Männer nehmen soviel, Frauen nehmen soviel.« (Interview Lukas) Lu wiederum berichtet: »Also ich will jetzt auch schon durchsetzen, dass gesagt wird, es gibt ne leichte und ne schwere Stange, dass nicht so, dass nicht diese Gegenstände so krass gegendert werden [...]« (Interview Lu) Beide kritisieren also die Vergeschlechtlichung von Gewichten und Hantelstangen, nehmen das aber im Gegensatz zu den anderen Interviewpartner_Innen nicht zum Anlass, die Sporträume dort zu meiden, sondern als Interventionsnotwendigkeit. Sie schreiben sich selbst das Potential zu, dieser sprachlichen Zweigeschlechternormativität etwas entgegenzusetzen. Bei Lukas reichte dies einst sogar soweit, sich vor einem Trainer als trans* zu outen, um die Unsinnigkeit von vergeschlechtlichten Hanteln zu verdeutlichen (Interview Lukas). Hier wird also keine Schutzraumpolitik verfolgt, sondern der Ansatz, kritische Perspektiven in die konventionellen Sporträume hineinzutragen und diese dadurch zu verändern.

Die athletische Unterlegenheit von Frauen wird jedoch nicht nur sprachlich, sondern auch ganz praktisch reproduziert, indem Frauen durch diese Bezeichnungspraxis dazu angeregt werden, mit kleineren Hanteln zu trainieren und dadurch auf lange Sicht weniger Muskelwachstum erreichen. Ein klassischer Fall von Naturalisierung: das, was sozial hergestellt wird – durch die systematische Kultivierung unterschiedlicher Körperpraktiken (Young 1993; Herrmann 2011; Bartky 1998; Reuter 2011b) – wird als Ausdruck einer natürlichen Gegebenheit interpretiert, die die besagten Praktiken erst nötig machen würde. Frauen sind dann nicht schwächer, weil sie nur mit kleinen Hanteln trainieren, sondern müssen kleine Hanteln nutzen, weil sie schwächer sind.⁵⁴ Eine solche geschlechtliche Aufteilung der ausgeübten Sportpraktiken und anvisierten Körperziele findet im Feld nicht statt, beziehungsweise wird explizit abgelehnt.⁵⁵

Neben der bereits in einem eigenen Kapitel ausgeführten Umkleidenpolitik (siehe Kap. III.2), der Pronomenrunde und der expliziten Vermeidung der Vergeschlechtlichung von Artefakten und Sportpraktiken ist ein zentrales Element in der Arbeit an einem sportiven Schutzraum die Einlasspolitik, also die Definition einer Zielgruppe inklusive mehr oder weniger expliziter Ausschlüsse, um die es im Folgenden gehen soll.

54 Mehr zur Naturalisierung sozialer und kultureller Unterschiede speziell im und durch Sport findet sich bei Alkemeyer 2007, Heckemeyer 2017 und Günter 2017.

55 Wie in Kapitel III.4 ausgeführt wird, bedeutet das jedoch nicht, dass Geschlecht in den Diskursen um Körperarbeit im Feld keine Rolle spielen würde.

Während die bisher beschriebenen Praktiken eine Auflösung binärer Geschlechtskategorien und damit verknüpfter Zuschreibungen verfolgen, zeigt sich hier nun eine eher herrschaftskritische (nach Ommert 2016) Zielsetzung, die zumindest in gewisser Weise auf diese Kategorien zurückgreift.

3.3.2 Herrschaftskritik: geschlechtsbezogene Exklusivität und Quotenreglung

Nach Martina Löw sind Menschen explizit Teil von Raumkonstruktionen (Löw 2015: 115). Räume werden auch unter Einbeziehung von Menschen konstruiert, deren Aufenthalt und Verhalten durch Arrangements und Konventionen geprägt, aber nicht determiniert sind. Anschaulich wird das nicht zuletzt an den bereits diskutierten Umkleiden, für die maßgeblich ist, welche Menschen im Raum sind, aber auch am Beispiel eines vollen Fußballstadions im Vergleich zu sogenannten Geisterspielen. Die Atmosphäre, also die affektive Potentialität eines Raumes, ist damit auch explizit »die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung an Orten« (Löw 2015: 209, Herv.C.S.). An- beziehungsweise abwesende Menschen sind also zentral für die Gestaltung von Räumen, für die Schaffung von Atmosphären und für die Produktion von Sicherheits- oder Zugehörigkeitsgefühlen, ebenso wie für Gefühle der Scham oder Angst. Dabei gilt weiterhin, dass die Wahrnehmung von Atmosphären und das Empfinden von beispielsweise Angst und Scham, nicht für alle Anwesenden gleich sind, sondern von diversen Faktoren geprägt werden (siehe Kap. III.2). Während also manche Menschen die Atmosphäre einer Großveranstaltung genießen, bedeutet dasselbe Setting für andere vor allem Angst und Beklemmung; während es für manche Frauen unvorstellbar wäre, eine Umkleidekabine mit Männern zu teilen, ist das für andere kein Problem und während manche Interviewpartner_Innen dieser Studie keinen Wert auf eine geschlechtlich exklusive Trainingsgruppe legen, ist für andere ein exklusives FLTI*-Training sehr wichtig.

Für die feministische Sportkultur der 1980er war die Abwesenheit von Männern beim Sport zentral. Um dem mindestens impliziten Ausschluss von Frauen aus den meisten Sporträumen etwas entgegenzusetzen, würde ein expliziter Ausschluss von Männern benötigt. Feministische Sportgruppen verstanden sich als Schutzraum vor dem männlichen Blick, vor männlichen Werten, Normen, Standards und vor Männern generell (siehe Kap. II. 1.1).

Dabei ist es, und erscheint es auch in der feministischen Bewegung seit den 1990er Jahren, durchaus fragwürdig, was unter männlich konkret zu verstehen ist und ob Männlichkeit als Adjektiv – männliche Blicke, männliche Standards – an die Anwesenheit von oder Ausübung durch Männer gebunden ist (Halberstam 1998). Auch wie Männer (und Frauen) überhaupt definiert werden sollen – qua Geburtszuweisung, Selbstdefinition, Anatomie, Verhalten – bleibt ungeklärt. Diverse in-

tensiv geführte Debatten innerhalb der feministischen Bewegung zur In- oder Exklusion von trans* Menschen zeugen von der Relevanz wie auch Kontingenz dieser Fragen (Hoenes 2004; Gladit e.V. 2011; Kokits/Thuswald 2015; Thuswald 2018; Ommert 2016).

Die hier untersuchten queeren Fitnessgruppen sowie viele andere aktuelle queere beziehungsweise queer-feministische Räume definieren sich nicht als Schutzraum vor Männern oder Männlichkeit, sondern vor Gendernormen und Heteronormativität, oft auch vor Diskriminierung insgesamt.⁵⁶ Eine einfache Kopplung, nach der der Ausschluss von Männern auch den Ausschluss von unerwünschtem, als männlich bezeichnetem, Verhalten bedeuten würde, ist hier also nicht möglich, schon gar nicht, da das Empowerment von trans* Menschen, und damit auch trans* Männern, einen wesentlichen Fokus der eigenen Politik darstellt.

Nichtsdestotrotz gibt es auch aktuell Konzepte des Schutzraums qua geschlechtsbezogener Exklusivität. Verbreiteter als eine Zugangspolitik ›nur für Frauen‹ ist in entsprechenden queeren Szenen die Zielgruppenbeschränkung auf FLTI*, also Frauen, Lesben, trans*- und inter*geschlechtliche Personen oder auch FLINT* für FrauenLesbenInterNichtbinärTrans*. Damit werden nicht per se Männer ausgeschlossen, sondern cis Männer, also solche, die als Jungen geboren wurden und als Männer leben. Dieser Zielgruppendefinition liegt die Ausgangsannahme eines gesellschaftlich vorherrschenden Sexismus zugrunde, der nicht ›nur‹ Frauen unterdrückt, sondern ebenso nicht binär-geschlechtliche Menschen und inter* sowie trans* Personen. In Abgrenzung zu lesbischswulen/LGBT (Sport-)Angeboten spielt die Sexualität in diesem Konzept keine Rolle, auch nicht-heterosexuelle cis Männer profitieren hiernach von cismännlichen Privilegien und beeinträchtigen den Schutzraumcharakter. Diese Politik wird in zwei der drei hier untersuchten Trainingsgruppen verfolgt.⁵⁷ In der dritten untersuchten Sportgruppe wird die Zielgruppe als Queers und Freund_Innen beschrieben, die Gruppe ist also grundlegend offen für alle Geschlechter. Doch auch hier findet sich, wie ich im Folgenden zeigen möchte, eine Sonderbehandlung von cis Männlichkeit.

Zum Zeitpunkt meiner Erhebungen⁵⁸ trainiert dort nur ein cis Mann regelmäßig: Sam, welcher in konventionellen und schwulen Sportkontexten nach eigener Aussage ein kritisches politisches Bewusstsein vermisste (siehe Kap. II.2) und daher bewusst eine Gruppe wie diese gesucht hat. Zwischenzeitlich gab es eine An-

56 Belegende Beispiele finden sich in Kap. III.1, weitere Beispiele finden sich in Ommert 2016 und Schuster 2010.

57 In einer Gruppe wird zudem eine Beschränkung auf trans*, inter* und weitere nicht-binär-geschlechtlichen Personen für Neueinsteige eingeführt, als eine Reduzierung der Neumitglieder nötig wird, da die Trainingsgruppe zu voll wurde.

58 Mehr zur zeitlichen Begrenzung dieser Untersuchung sowie ethnografischer Untersuchungen allgemein findet sich in Kap.I.4.

frage eines überwiegend schwulen Rugbyteams, der queeren Fitnessgruppe beizutreten. Dass es überhaupt eine Anfrage gab, kann bedeuten, dass den Männern womöglich bewusst war, dass trotz der offiziellen Offenheit, ihre Teilnahme nicht unstrittig sein könnte. Tatsächlich wurde sie kritisch diskutiert. Sam erinnert sich im Interview einige Monate später daran:

»So, I remember when I found the queer fitness group I was a little worried that I wouldn't be welcome, because I was a cisgendered gay guy. And I remember in an earlier conversation that some of the [Rugbyteam] wanted to join and there was a conversation at the coffee shop where Aaron brought up that some of the Rugby players, most of them cisgendered gays, some straight, äh that they wanted to train with us and that Aaron asked: Should that be ok? And Aaron suggested that we should have a limit of four cisgender guys each week and that Nadine said: Well maybe the limit should be two. And then someone asked me: What do you think? And I said: I don't know, if I should weight in, you know I'm a cisgendered guy and that kind of feels weird and Alex said: Yeah, but you're in, you're one of us. You're like in the Verein, you're in this queer group with us, so what do you think? And I remember that felt really good to be told: you're one of us even though you're a cisgender gay guy, [...].« (Interview Sam)

An diesen Ausführungen wird deutlich, dass eine geschlechtliche Verortung als cis-männlich im beschriebenen sozialen Kontext etwas tendenziell Problematisches darstellt, auch wenn die offizielle Zielgruppenbeschreibung nicht explizit darauf verweist. Das zeigt sich an Sams grundlegender Unsicherheit, seinem Zögern, sich an der Diskussion zu beteiligen und der Dankbarkeit dafür, als gleichwertiges Mitglied der Gruppe auch in dieser Diskussion betrachtet zu werden.

Interessanterweise erscheint einerseits das Dazukommen einer Gruppe von cis Männern als fragwürdig, andererseits ist Sams Anwesenheit und Zugehörigkeit legitim und er wird in die Diskussion um weitere cis Männer einbezogen. Unklar ist die Relevanz seiner Verortung als schwul in dieser Frage. Sam erwähnt es mitunter (»that I wouldn't be welcome because I was a cisgendered gay guy«/»you're one of us even though you're a cisgender gay guy«), räumt dem also eine Relevanz ein. Womöglich bezieht er sich damit auf die zum Teil starke Abgrenzung queerer und feministischer Kontexte von schwuler Subkultur (siehe Kap.II.2).

In der Gruppendiskussion selbst, geht es allerdings darum, ob es eine Limitierung von »cisgendered guys«, also cis Männern unabhängig ihrer Sexualität, geben sollte. Ein Ausschnitt aus meinem Beobachtungsprotokoll vom Tag der Diskussion verweist darauf, dass eine schwule Selbstverortung, wenn, dann eher eine Art Türöffner für die Partizipation an der queeren Sportgruppe darstellen könnte:

Alma erklärt mir, dass sie kein Problem damit hätte, solange die Männer schwul sind, also nix von ihr wollen. Auf meinen Hinweis, dass auch schwule Männer sehr

mackrig dominant sein könnten, welchen ich durch eine Geste des mich Breitermachens verbinde, antwortet sie: Kein Problem, das könne sie schließlich auch. (Beobachtung 03.02.2016)

Alma zumindest stört sich also nicht unbedingt an männlichem Imponiergehabe und verstärktem Leistungsdruck, für sie ist es heterosexuelles männliches Begehren, vor dem sie einen Schutzraum sucht. Bei anderen in der Diskussion finden sich aber auch andere Bedenken. So führt Sam weiter aus:

»Nadine really didn't want, she was like: They'll come here and take it over and blablabla. And they will be a different fitness level than us. And I remember thinking: Oh shit, compared to some people in the group I can do more pull ups, I can do whatever – although you always run faster than me – äh so then I was wondering if that was bad or something like that.« (Interview Sam)

Hier wird zum einen dominantes Verhalten befürchtet (»They'll come here and take it over«). Zudem wird eine zu erwartende höhere sportliche Leistungsfähigkeit als Begründung für Zugangsbeschränkungen angeführt. Interessanterweise wurde niemals in der Debatte auf die Tatsache Bezug genommen, dass es sich um Mitglieder eines Rugby-Teams handelt und daher eine hohe Fitness zu erwarten wäre, sondern wurde dies aus der geschlechtlichen Verortung hergeleitet. Sam realisiert in diesem Moment seine eigene Leistungsfähigkeit im Vergleich mit anderen Teilnehmenden, exemplarisch an der männlich konnotierten Praktik des Klimmziehens (pull ups). Es löst Unsicherheit bei ihm darüber aus, wie mit dieser Leistungsfähigkeit in diesem konkreten Kontext umzugehen sei. Etwas später im selben Interview antwortet er auf die Frage, ob er beim Training manchmal Leistungsdruck empfinde:

»I probably feel the opposite. That I shouldn't run too fast and that I shouldn't do as many pull ups as I could do [...] partially because I've heard those comments from Nadine and others, I think mostly her, about, you know: If the cisgender gay guys come, they'll be at a different level and they will take over the group and I don't want to/And its sort of fun to not to always be pushing myself the most I could do.« (Interview Sam)

An anderer Stelle heißt es: » [...] maybe I am not pushing myself quite as hard as I can in [Queerfriends], but I have fun and I'm still exercising and maybe that helps someone else to feel welcome a little more.« (Interview Sam)

Sam fängt also nach der Diskussion um die Teilnahme der Rugbyspieler an, absichtlich weniger athletisch zu performen, als er könnte. Er empfindet eine besondere Verantwortung aufgrund seines Geschlechts. Um die Zuschreibung einer höheren sportlichen Leistungsfähigkeit nicht zu erfüllen, reduziert er seine athletische Performanz aus Angst, andernfalls Unmut oder Druck bei anderen auszulösen

und nicht mehr willkommen zu sein. Auch als Sam Besuch von seinem cismännlichen Freund erhält und diesen mit zum Training bringt, ist er beunruhigt darüber, wie dessen Sportlichkeit auf den Rest der Gruppe wirken könnte:

»I was a little bit aware of it while he was there...like you know, when we were doing different activities, he was like adding...you know when we were doing push-ups, he was doing push-ups and jumping, you know doing a little bit like that. It didn't seem to bother anybody, but I was aware of it. Like ehm ya: is he standing out in some way that is making people uncomfortable about masculinity or something?«
(Interview Sam)

An dieser Stelle sind die Ergebnisse einer ethnografischen Untersuchung von Maxine Leeds Craig und Rita Liberti (Craig/Liberti 2007) in Frauenfitnessstudios interessant. Frauenfitnessstudios sind ein besonderes Segment des Fitnessmarktes, dessen Anteil je nach Region mit bis zu einem Drittel der Fitnessclubs angegeben wird (<https://www.fitogram.pro/blog/frauenfitness-2015-die-branch-e/>, zuletzt eingesehen am 15.05.2020). Sie verfolgen eine ähnliche Einlasspolitik wie die feministischen Sportgruppen der 1980er, indem sie auf einem binären Geschlechterkonzept basierend ihr Angebot nur an Frauen ausrichten. Allerdings ist dies weniger als politische Ermächtigungspolitik im Sinne eines Von-Frauen-für-Frauen-Paradigmas zu interpretieren. So werden Frauenfitnessstudios auch von Männern gegründet, besessen und geführt und ist zumindest in manchen Frauenfitnessstudios auch männliches Personal engagiert. In kommerziellen Frauenfitnessstudios geht es weniger um ein Infragestellen hegemonialer Weiblichkeitsbilder, Trainer_Innen-Athlet_Innen-Hierarchien oder eine Neudefinition des Verständnisses von Sport, sondern darum, eine Zielgruppe zu erschließen, die konventionellen gemischten Studios gegenüber skeptisch ist.

Die Untersuchungen von Craig und Liberti gehen der Frage nach, was genau ein Frauenfitnessstudio atmosphärisch ausmacht und wie hier Gender verhandelt wird. Auch in ihren Interviews wird die Atmosphäre der Studios vielfach als »comfortable«, »non-competitive« and »non-judgmental« (Craig/Liberti 2007: 682) beschrieben und dieses Wohlbefinden mit der Abwesenheit von Männern begründet. Doch in der näheren Analyse stellen die Forscher_Innen fest, dass »the feminized culture of nonjudgmental and noncompetitive sociability did not arise merely from the absence of men.« (ebd.) Vielmehr, so arbeiten sie heraus, liegt der Organisation der Studios ein Set an Verhaltens- und Aussehensnormen zugrunde, die aber im Gegensatz zum Ausschluss von Männern beziehungsweise der Exklusivität des »Women only« nicht offen benannt sind. So ist für viele Interviewte ihrer Studie von zentraler Bedeutung, dass die eindeutige Mehrheit der Trainierenden »real women« und »normal« seien, was sich für die Forscher_Innen als »aging« und »overweight« darstellt (ebd.: 691f.). Eine Interviewte sagt aus: »I don't really like to see real skinny people exercising with me 'cause I'm never going to look like

that. I want people who know what exercise and weight problems can be and who aren't so energetic.« (ebd.) Die Wahrnehmung der anderen trainierenden Körper als ähnlich zum eigenen und die Abwesenheit oder mindestens Unterzahl athletischer, schlanker und junger Körper erscheint hier zentral für die Empfindung und Bewertung der Atmosphäre.

Interessant sind daher folgende Aussagen einer jungen, schlanken Frau, die dort trainiert: »I wondered if I made fatter women uncomfortable....I looked at them and I smiled at them...I didn't avoid eye contact, but I also tried not to stare while they were doing their thing. It's hard when you're right across from someone.« (Ebd.: 691) Sie geht, ebenso wie Sam, davon aus, dass ihre Anwesenheit das Raumempfinden anderer negativ beeinflussen kann. Auch sie spürt also eine besondere Verantwortung für das Wohlbefinden der anderen Teilnehmenden aufgrund ihrer Verkörperung hegemonialer Normen und versucht ihr Verhalten entsprechend auszurichten, auch wenn es keine offizielle Politik der expliziten Zielgruppe als »aging« und »overweight« gibt, sondern nur eine »Women only«- Exklusivität. »Women only« wird hier also implizit mit weiteren Eigenschaften verknüpft, ebenso wie in der Selbst- und Zielgruppenbeschreibung »queer« mehr als eine geschlechtliche und/oder sexuelle Ausrichtung gemeint zu sein scheint, nämlich ein spezifischer Umgang auch mit sportlichen Leistungsunterschieden, zumindest für cis Männer. Das, was gemeinhin als Ideal im Fitnesssport gilt, der cismännliche athletische Körper (Graf 2012), wird in diesem speziellen Kontext zu Etwas, was besser versteckt wird. Die Aufführung athletischer Überlegenheit eines cismännlichen Körpers erscheint im Kontext queerer Fitnessstraining als eine Praktik, welche sehr wahrscheinlich das Wohlbefinden anderer Anwesender beeinträchtigt und daher nicht erwünscht ist. Das bestätigt auch folgende Feldbeobachtung aus der Zeit der »Beitrittsverhandlungen«:

Es wird in der Umkleide nach dem Training gefragt, ob denn nun »diese Rugbyspieler« kommen oder nicht. Es wird erzählt, dass Mathias da war und sich auch anmelden will, man von den anderen noch nichts weiß. Eine Person sagt: »Die sind nett...und überhaupt nicht fit.« Worauf eine andere antwortet: »Na dann is ja ok.« (Beobachtung 24.02.2016)

Nirmal Puwar (2004) stellt mit ihrem Konzept der »space invaders« heraus, dass bestimmte Körper institutionalisiert mit bestimmten Räumen assoziiert werden und vice versa.

»While all can, in theory, enter, it is certain types of bodies that are tacitly designated as being the »natural« occupants of specific positions. Some bodies are deemed as having the right to belong, while others are marked out as trespassers, who are, in accordance with how both spaces and bodies are imagined (politically,

historically and conceptually), circumscribed as being ›out of place‹. Not being the somatic norm, they are space invaders.« (Puwar 2004: 8)

Space invaders können also einen Raum betreten, sind aber mit spezifischen Diskursen, Normen und Praktiken konfrontiert, die sie permanent als Eindringlinge und fehl am Platz markieren. Klassische Beispiele, die nach Puwar auch heute noch vor allem mit männlichen und Weißen Körpern assoziiert sind, sind Parlamentsgebäude und Leitungsbüros, aber auch höhere Bildungseinrichtungen. Andere Körper, bei Puwar vor allem weibliche und rassifizierte Körper, empfinden sich selbst als deplatziert und werden auch als solche adressiert. Im Kontext von (Fitness)Sport äußert sich diese ›Deplatzierungserfahrung‹ beispielsweise in den beschriebenen Erfahrungen von Anika ›komisch‹ angeschaut zu werden, ›so nach dem Motto: Was macht die Dicke da auf dem Laufband?‹ (Interview Anika, siehe Kap. III.3.1)

In diesem Sinne sind sowohl die queeren Fitnessgruppen als auch die von Craig und Liberti untersuchten Frauenstudios als gegenkulturelle Heterotopien zu sehen, in denen andere Werte und Normen gelten als in der Fitnesskultur generell und welche die Funktion erfüllen, mehr Subjekte in die hegemoniale Fitnesskultur einzubinden – auch solche, die diese sonst meiden würden. Menschen, die sich sonst als space invaders Blicken und Kommentaren ausgesetzt sehen, bilden hier nun die dominante Gruppe und Körper, welche sonst den Raum einer Sporthalle oder eines Fitnessstudios ganz selbstverständlich ›bewohnen‹, werden nun zu space invaders, deren Duldung stets infrage gestellt werden kann.⁵⁹

So ist die Anwesenheit von cis Männern in Sams Gruppe nicht kategorisch ausgeschlossen. Im Gegenteil positioniert sich die Zielgruppenansprache offen für alle Geschlechter. Doch scheint ihre Teilnahme nur unter bestimmten Bedingungen legitim. Zum einen scheint die Anzahl cismännlicher Personen, welche gleichzeitig anwesend sind, beschränkt werden zu müssen durch ein Limit von vier oder auch nur zwei Teilnehmern pro Training.⁶⁰ Zudem scheint es von der sportlichen (Un-)Fitness abzuhängen, wie »ok« die Partizipation von cis Männern ist. Die höhere körperliche Leistungsfähigkeit von cis Männern wird zunächst vorausgesetzt (beziehungsweise befürchtet), auch wenn sich hier zumindest dann in der gemeinsamen Praxis etwas anderes zeigt (nämlich, dass die Spieler, die kommen »über-

59 Das gilt allerdings nur in Bezug auf die Differenzkategorie Geschlecht. Liberti und Craig stellen einen subtilen Rassismus in den von ihnen untersuchten Frauenfitnessstudio fest, der auch ohne explizite Ausschlusspolitiken zu rassifizierten Dominanzverhältnissen führt. Auch im Untersuchungsfeld dieser Studie bleibt die Dominanz Weißer Körper ungebrochen.

60 Elling/de Knop/Knoppers finden ähnliche Debatten in ihrer Befragung von teilnehmenden lesbisch-wulver Sportvereine, welche generell auch heterosexuellen Menschen offenstehen. Auch hier finden sich Überlegungen zu Quotenregelungen, um die »Identität« oder »Kultur« der Vereine nicht zu stören (Elling/de Knop/Knoppers 2003: 448).

haupt nicht fit« seien). Die Antwort, dass ihre Anwesenheit »dann ja ok« sei, deutet darauf, dass ihre Teilnahme andernfalls problematisch wäre.

Die Kategorie der athletischen Leistung erhält also in Verbindung mit der Kategorie Geschlecht eine besondere Bedeutung: Starke sportliche Leistung von cis Männern erscheint als tendenziell problematisch, weil dadurch hegemoniale Konzepte von athletischer Überlegenheit dieser reproduziert und so Frustration und Unsicherheit bei anderen ausgelöst würde. Eine starke sportliche Performanz von FLTI*-Personen, inklusive trans* Männern, unterliegt nicht diesem Verdacht. Es ergeben sich also spezifische implizite Verhaltensnormen: spezifisch für den Kontext queerer Fitnesskultur und hierin speziell für cismännliche Subjekte, implizit, da sie nicht offiziell verlautet oder verschriftlicht sind, und dennoch spürbar. Cis Männlichkeit erscheint damit im gesamten Untersuchungszeitraum als einzige Kategorie der Humandifferenzierung (Hirschauer/Boll 2017), welche in Bezug auf die Legitimität der Teilnahme explizit und transparent relevant gemacht wurde.⁶¹

3.3.3 Neue Binaritäten und die ambivalente Rolle von cis Männern

An dieser Stelle war eine Bezugnahme auf den eigenen Forscherinnenkörper als äußerlich wirksame Verkörperung und Wahrnehmungswerkzeug aufschlussreich. So hat auch explizit die eigene *teilnehmende* Beobachtung als spezifisch verkörpertes Subjekt Erkenntnisse zur Bedeutung von athletischer Befähigung und geschlechtlicher Verortung im Feld gebracht. Denn auch für mich stand zu Beginn der Feldforschung die Frage im Raum, wie mit meiner Körperlichkeit als eindeutig cisweibliche ehemalige Leistungssportlerin zu verfahren sei, um die Intervention ins Feld, die jede Ethnografie darstellt, nicht zu einer Störung für die Teilnehmenden zu machen (siehe auch Kap. II.4). Ich habe mich aber – im Kontrast zu Sam – dagegen entschieden, schlechter zu performen, und stattdessen in die Beobachtung einbezogen, wie meine sportliche Leistung aufgenommen wird. Das zeitigte gerade in diesem Kontrast interessante Eindrücke.

So machte ich die Erfahrung in einem queeren aber deutlich schwul dominierten Fitness-Wettbewerb explizit angefeuert und später gelobt zu werden dafür, dass mit mir immerhin eine Frau unter den ersten drei Platzierten sei. Insgesamt war die Veranstaltung, die von einem schwul-lesbischen Sportverein ausgerichtet war, zahlenmäßig dominiert von schwulen, vermutlich cisgeschlechtlichen, Männern. Das Fitness-Event bestand hauptsächlich aus einem Wettbewerb zwischen vorher fest angemeldeten Teams aus fünf bis sechs Personen. Auch ein FLTI*-Team aus den von mir beobachteten Gruppen nahm teil. Ich entschied jedoch im Vorfeld nicht aktiv teilzunehmen, sondern mich für dieses Ereignis auf eine passivere Beobachtungsposition am Rande zurückzuziehen, da ich befürchtete durch eine akti-

61 Inwiefern auch körperliche Befähigung/Dis_ability implizit eine praktisch relevante Kategorie ist, wird in Kap. III.4.3 besprochen.

ve Wettbewerbs-Teilnahme in einem Team schlechter die große Gesamtveranstaltung beobachten zu können. Allerdings entschied ich mich während des Events um und wechselte nach den Team-Wettbewerben im Rahmen der Einzelwettbewerbe in die aktiv teilnehmende Beobachtung:

Nach dem Gruppenwettbewerb gibt es noch eine Einzelchallenge, für die, die noch Lust und Kraft haben, was gar nicht so Wenige sind. Ich beschließe daran ebenfalls teilzunehmen, da ich dem Reiz der Herausforderung nicht widerstehen mag und auch den Wunsch habe, so aus meiner Sonderrolle des Nicht-Mitmachens rauszukommen. Die Challenge besteht zunächst aus einem Um-die-Wette-Plank-Halten⁶². Die letzten fünf, die noch halten können, kommen in die nächste Runde, in der nach demselben Prinzip die letzten drei ausgewählt werden, die sich am längsten an einem Seil in der Luft halten konnten. Gewonnen hat dann, wer aus diesen letzten drei dann noch die meisten Klimmzüge machen kann. Da ich keinen einzigen hinbekomme, wurde ich aber immerhin dritte und bin schon unter den letzten fünf die einzige nicht (cis)männliche Person. Von der [FLT]*-Team werde ich beherzt angefeuert. Das mag daran liegen, dass zumindest die meisten dort mich schon etwas kennen. Aber ich habe auch das Gefühl, dass ich als Repräsentantin der wenigen nicht eindeutig männlichen (cismännlich weiß man ja gar nicht) Menschen gesehen und daher angefeuert werde, was zumindest von einer Person aus meinem »Fanblock« auch bestätigt wird, durch einen Kommentar im Nachhinein, dass sie es cool findet, dass zumindest eine Frau unter den letzten drei war. (Da ich nicht direkt Notizen machen konnte in diesem Moment, weiß ich den genauen Wortlaut leider nicht mehr.) Die Gruppe selbst schneidet in der Gruppenwertung mit dem dritten Platz auch sehr gut ab.

Später erscheint ein Post auf der Facebookseite des Vereins, zusammen mit einem Foto, welches ich für die Gruppe von ihnen gemacht habe:

»Von 12 Gruppen haben wir den 3. Platz gewonnen!⁶³ Unglaublich!! Es geht nicht ums Gewinnen oder Verlieren, auf keinen Fall, aber ... FrauenLesbenTrans*Inter* Empowerment!! Yeah!« (Beobachtung 08.04.2017)

Das Paradox des Leistungsthemas, welches schon in den 1980ern die feministische Sportkultur beschäftigte – dass sportliche Erfolge von Mädchen und Frauen ermutigend wirkten und Stereotype des schwachen Geschlechts widerlegten, eigentlich aber die Wettkampf- und Vergleichslogik grundlegend abgelehnt wurde (siehe Kap. II.1) – ist nach wie vor relevant. So wird hier einerseits gesagt, dass die Platzierung

62 Ein anderer Name für diese Übung ist Unterarmstütz.

63 Diese Aussage bezieht sich auf die Platzierung des FLT*-Teams im Gruppenwettbewerb, nicht auf meinen dritten Platz in der Einzel-Challenge.

nicht wichtig sei, es nicht um Gewinnen oder Verlieren gehe, und doch wird die gute Platzierung auf einem cismännlich dominierten Event als FLTI*-Empowerment gefeiert.

Sport ist seit jeher ein soziales Feld, in dem Geschlecht auch darüber hergestellt wird, dass Männlichkeit durch die sportliche Überlegenheit gegenüber Weiblichkeit abgegrenzt wird (Günter 2018; Heckemeyer 2017, 2018; Pfister 2017, 1986, 1996; Tiedemann 1986). Dies gehört an sich zu den Gendernormen und Stereotypen, von denen die untersuchten Sporträume sich abgrenzen wollen und welche ganz bewusst nicht reproduziert werden sollen. Gleichzeitig wird aber auch von einer realen, wenn auch kulturell produzierten, Gegebenheit der sportlichen Überlegenheit und Dominanz von cis Männern ausgegangen, vor der ebenfalls Schutz gewährt werden soll.

Männlichkeit beziehungsweise cis Männlichkeit, mitunter auch explizit heterosexueller cis Männlichkeit, kommt damit im Feld eine durchaus ambivalente Relevanz zu. Das lässt sich auch gut an feldinternen Verhandlungen rund um einen Extrem-Hindernislauf veranschaulichen. In zwei der drei untersuchten Gruppen war eine (potenzielle) Teilnahme an einer solchen Veranstaltung Thema. Aus einer, der all-gender Fitnessgruppe, nahm eine Delegation an einem solchen Lauf teil. Alex war dabei und berichtet:

»[...] Tough Mudder is halt so krass heteronormativ, also so KRASS männlich, mit ganz viel Gemackere und das und sehr viel Sexismus, das war schon unangenehm. Und da war ich schon sehr froh, dass wir son queeres Team waren und uns vorher die Nägel lackiert haben und das irgendwie versucht haben, das alles nicht so ernst zu nehmen und da ne gewisse ironische Distanz zu haben (.) ähm weil Tough Mudder eigentlich schon ne Veranstaltungen ist, also ich kann sowas eigentlich nicht ernst nehmen [...].« (Interview Alex)

Für Alex stellt das heteronormative und betont männliche »Gemackere« auf der Veranstaltung etwas dar, dem er nur durch ironische Brechung begegnen kann. Gleichzeitig bereitet diese Ironisierung ihm Freude und bedeutet für ihn durchaus auch eine Form des subversiven Widerstandes:

»Ich glaub ich mag gerne so total übertriebene Männlichkeitsperformances. Ich kuck auch gerne Rocky mit Sylvester Stallone. Ich find das total super, weil das halt so drüber is. Ich hab da total viel Spaß dran. So Typen, die sone klassische Männlichkeit performen. Ich fühl mich davon gleichzeitig abgestoßen und total angezogen auch. Ja. Und ähm was ich dann halt für mich daran spannend finde, ist dann halt bei sowas einfach mitzumachen, obwohl ich ja son Körper gar nicht hab und auch son [...] äh (4) und ja wahrscheinlich auch ganz anders denke als so Typen, die sich so inszenieren ähm (9) ja ich find das halt für mich total interessant das zu queeren und da mitzumachen und dem da irgendwie auch so subversiv was

entgegenzusetzen. Und halt ne, dann so Nagellack auftragen und ganz lange über die Klamottenfrage diskutieren und äh und halt da nicht so Rumzumackern und so Stärke zu demonstrieren, sondern äh (5) sondern das Ganze so mehr ironisch zu betrachten.« (Interview Alex)

Gleichzeitig abgestoßen und angezogen fühlt sich auch Alma, die zusammen mit Alex an dem Rennen teilnahm. Sie erwähnt interessanterweise im Interview den Nagellack und die »Klamottenfrage« überhaupt nicht und sieht ihre Motivation auch nicht in einer subtilen Absage an ein maskulines Kräfteressen, sondern im Gegenteil, genau in diesem Kräfteressen:

»Und mich hat als KIND immer geärgert, dass ich schlechter als die Jungs war. Das hat mich GEFUCHST. Ähm und dieses Tough Mudder, weil da sind ja so Schränke (lacht) und das Tough Mudder war beides, das war so: Woah im Matsch kriechen und woah geil also großer Spielplatz, also viel mit Freude hat das auch zu tun und das war aber auch (.) schon auch der Aspekt: Ok, was die können, kann ich auch (lacht).« (Interview Alma)

Für Alma sind Männer keine Witzfiguren, sondern lebenslange Konkurrenten, an denen sie sich im Rahmen eines von ihr selbst betitelten »Männer-Konkurrenz-Dings« (Interview Alma) konstant abarbeitet. Ihre politische Vision einer genderegalitären Welt bricht sich an ihrer Alltagserfahrung: »Also mich ärgert das übrigens total. Weil Männer sind IMMER besser im Sport. Also mich macht das ganz krank.« (Interview Alma) Sie fährt mit ihrer Erfahrung aus dem Laufverein fort: »Und mich hat das geärgert, das ich wusste, ich kann aber sone Männerzeit nie nie nie erreichen. Also ich hab ja manchmal schon überlegt, ob ich nicht auch Testosteron nehmen will (lacht).« (Interview Alma) Alma schreibt Männern also eine für sie »nie nie nie« zu erreichende Leistungsfähigkeit zu, die sie mit dem Hormon Testosteron in Verbindung bringt, welches nach vorherrschenden Geschlechterkonzepten mit Männlichkeit assoziiert ist und für eine hohe athletische Leistung verantwortlich gemacht wird.⁶⁴ Damit schließt Alma in ihr »Männer-Konkurrenz-Ding« auch explizit trans* Männer mit ein, die Testosteron zu sich nehmen. Paradoxerweise folgt sie damit einerseits einem deterministischen biologistischen Konzept der hormonbedingten athletischen Überlegenheit von Männern und sucht dennoch andererseits immer wieder, wie zum Beispiel im Tough Mudder Lauf, den Wettstreit, um dieses zu widerlegen und zu beweisen: »Was die können, kann ich auch.« (s.o.)

Die FLTT*-Fitnessgruppe hat ebenso über eine Teilnahme am Hindernislauf nachgedacht, sich aber dagegen entschieden, und stattdessen einen eigenen klei-

64 Eine kritische Diskussion der essentialistischen Verknüpfung eines hohen Testosteronspiegels mit Männlichkeit und athletischer Überlegenheit und der daraus folgenden Diskriminierungsmechanismen liefern unter anderem Heckemeyer 2017, Heckemeyer 2018 und Krämer 2020.

nen FLTI*-Triathlon organisiert, sowie später an bereits erwähntem Event eines schwul-lesbischen Vereins teilgenommen. Kim erzählt zu den Gründen:

»Wir haben halt irgendwie viel diskutiert mit Tough Mudder und sowas und da hin zu fahren und da waren halt viele Leute, die halt gesagt haben: Ja wir hätten halt Bock drauf die Strecke zu machen aber nicht mit diesen Leuten, die da sind, wirklich nicht. Also ich will nicht mit 3000 Heterotypen irgendwie durch den Schlamm kriechen, da is halt mein Spaßfaktor irgendwie zu Ende.« (Interview Kim)

Hier wird als Grund der Nicht-Teilnahme am Rennen die erwartete hohe Anzahl an heterosexuellen Männern genannt, von denen im weiteren Interviewverlauf, zum Teil basierend auf Erfahrungen, ein grenzüberschreitendes Verhalten und homophobe Äußerungen erwartet werden. Interessanterweise spricht Kim von »Heterotypen«, also heterosexuellen Männern, in der daraus resultierenden Alternativveranstaltung sind entsprechend der generellen FLTI*-Vereinspolitik aber cis Männer jeglicher sexueller Orientierungen ausgeschlossen, nicht aber heterosexuelle trans* Männer.

Diese Ungenauigkeit in der Benennung der unerwünschten oder auszuschließenden Gruppe – Männer (also theoretisch zumindest auch trans* Männer), Hetero-Männer, cis Männer – ist dabei symptomatisch für das Feld und die queer-feministische Szene insgesamt. Sie kann auf die grundlegende Spannung zwischen den Ansprüchen der Anerkennung und des Schutzes vor Machtverhältnissen und Diskriminierungen aufgrund geschlechtlicher Kategorien und der gleichzeitigen Überwindung dieser Kategorien zurückgeführt werden.

Eine pragmatische Lösung stellt die Erweiterung und Differenzierung der Geschlechtsgruppen dar: Statt von Männern und Frauen wird von einer größeren Varianz von Geschlecht ausgegangen, die sich zwischen den und jenseits der Pole männlich und weiblich bewegt. Ferner wird zwischen trans*- , inter*- und cisgeschlechtlich unterschieden. Darauf aufbauend wird jedoch eine andere trennende Binarität eingeführt, indem zwischen FrauenLesbenTrans*Inter* (FLTI*) und dem unbenannten Rest, in der Konsequenz faktisch cis Männer, unterschieden wird. Diese binäre Unterscheidung findet mitunter offen statt, wenn Vereine, Gruppen, Räume als nur für FLTI* beworben und betrieben werden. Aber auch in offiziell für alle Geschlechter offenen Kontexten kann die Unterscheidung FLTI*/cis Männer implizit handlungsleitend sein.

Obwohl die eindeutige Binarität von Geschlecht in Frage gestellt wird, bleibt das Paradigma »Sicherheit durch Gleichheit« (Kokits/Thuswald 2015: 85) weiterhin dominant. Durch das Konzept einer geteilten Betroffenheit von sexistischer Diskriminierung und Marginalisierung wird eine grundlegende Gleichheit unter allen diversen FLTI*-Personen angenommen, die einer grundlegenden Andersartigkeit von cis Männern gegenübergestellt wird. Anstelle der Unterscheidung Männer/Frauen tritt hier die Unterscheidung cis Männer/FLTI*. Während die FLTI*-

Seite dieser Binarität für die Fluidität und nicht binäre Varianz von Geschlecht steht, erscheint die cismännliche Seite im Kontrast erstaunlich statisch, diskret und distinkt. Dunja Brill stellt fest, dass queere Theorie wie Politik dazu tendiere, binäre Strukturen zu reproduzieren, »häufig implizit mittels eben jener Strategien, die eigentlich zu deren Dekonstruktion dienen sollen« und »[...] anstelle der beanspruchten Auflösung binärer hierarchischer Kategorisierungen diese lediglich auf eine andere Ebene« (Brill 2008: 112) verschoben werden. Dabei laufe so eine Politik Gefahr, die Differenzen, die sie bekämpfen will, stets selbst zu reproduzieren, indem sie in einer Art »Quasi-Essentialismus« (Brill 2008) oder auch »positionalen Fundamentalismus« (Villa/Hark 2017: 26), aus der, zwar als konstruiert verstandenen, sozialen Positionierung eine klar definierbare und »unausweichliche Position zur Welt« (ebd.) ableitet. So ging es in den Beitrittsverhandlungen des Rugbyteams zwar offiziell um die cis Männlichkeit des potenziellen Trainingsgruppenzuwachses, inhaltlich ging es jedoch um dominantes Verhalten und hohe athletische Fitness beziehungsweise um den damit verbundenen Leistungsdruck bei anderen. Diese Phänomene wurden jedoch recht unhinterfragt mit cis Männlichkeit verknüpft und somit entgegen der eigenen Intention hegemoniale Geschlechtskonzepte reproduziert.

Die Bedeutung der sexuellen Orientierung von Männern erscheint dabei uneindeutig. Mitunter wird die Trennlinie scharf auf der Ebene von Geschlecht zwischen FLTI*-Personen und cis Männern jeglicher Sexualitäten gezogen, in anderen Fällen werden nicht-heterosexuelle/schwule Männer als Teil einer queeren LGBTQI*⁶⁵-Gesamtcommunity akzeptiert. Die beschriebenen Aushandlungen sind nicht zuletzt auch als Kämpfe um die paradoxe Idee queerer Identifikation⁶⁶ zu sehen. Paradox, weil ein Grundelement der Definition von queer eine Abkehr von starren Kategorien der Identität und ein Paradigma der Anti-Normativität (Jagose 2001: 183; siehe auch Kap.IV.1.1) war und ist. Gleichsam aber braucht es, um queere Räume zu erschaffen, eine Vorstellung davon, was queer – queere Räume, queere Praxen, queer-Sein – bedeutet (Carter/Baliko 2017). Auch Ommert sieht:

»Ausschlüsse als notwendige Effekte von Identifizierungen [...], wobei diese gesellschaftlichen Konstitutionsprozesse für die Handelnden jedoch nicht unmittelbar transparent und zugänglich sind, sondern die Resultate derartiger Identifizierungen

65 LGBTQI* steht für LesbianGayBisexualTransQueerInter* und existiert mit bestimmten Varianzen als globales Kürzel für die Gemeinschaft aller geschlechtlichen und sexuellen Minderheiten.

66 Der Begriff Identifikation ist bewusst gewählt als Abgrenzung vom, oft starr und meist auch essentialistisch gedachten, Begriff der Identität, dessen Ablehnung ja eben auch Teil von »queer« ist. Ich verwende den Begriff Identifikation, um die Prozesshaftigkeit von Identität, welche nur »im Vollzug« existiert, deutlich zu machen (Hark 1999: 59).

tifizierungsprozesse oftmals als natürliche wahrgenommen werden.« (Ommert 2016: 59)

So ist Sascha an diesem Punkt nur zuzustimmen: »Also es ist halt immer, also jeder Raum, der n Safe Space ist für eine gewisse Gruppe, also jeder Raum schließt Leute aus und (3) eröffnet Möglichkeiten für andere Menschen.« (Interview Sascha)

Nicht unwesentlich erscheint dabei aber die Frage, welche Kategorien überhaupt relevant gemacht werden und welche nicht; wessen Anwesenheit auf der »Insel außerhalb der normativen Fitnesswelt« (Seitenwechsel) selbstverständlich und wessen diskussionswürdig ist. So finden sich vereinzelt in der queeren Sportkultur auch Trainingsgruppen für BPoC (Black/People of Color), also rassismusbetroffene Personen, und überlegt ein Interviewpartner dieser Studie ein eigenes Angebot nur für dicke Menschen zu schaffen, es finden sich aber keine in gleicher Weise systematische und strukturell verankerte Relevant-Setzungen wie von cis Männlichkeit.⁶⁷

3.4 Zusammenfassung

Was sich in diesem Kapitel gezeigt hat, ist, dass das zentrale Element, welches die Trainings für die Teilnehmenden zu queeren und damit ansprechenden Trainings macht, keine konkreten Übungen, keine queeren Pushups, sind. Auch die Ergebnisse der Trainings, im Sinne einer erfolgreichen Körperformung und Verbesserung der eigenen Fitness, sind nicht von primärer Relevanz. Stattdessen wird sich explizit abgegrenzt von konventionellen Fitnessräumen, in denen es vor allem um die Ergebnisse und ihre Präsentation, ums Sehen und Gesehen-werden ginge. So formuliert Alex:

»Ähm [...] ja also für mich also für mich ist halt das Umfeld fast noch wichtiger als die Sportart an sich. Weil ich Sport in nem Umfeld machen will, wo ich mich sicher fühle und wo ich mich akzeptiert fühle, mit meiner Identität, [...]. Ähm, dass es selbstverständlich ist, dass wir, wenn neue Personen dazukommen, ne Namensrunde und ne Pronomenrunde machen. (5) Ja. Und äh (.) und dass es eher son Miteinander ist und kein Gegeneinander, dass halt son Konkurrenzding – wer kann das am besten, wer kann das am schnellsten – dass das da keine große Rolle spielt.« (Interview Alex)

Zudem ist der Aspekt der Kritik an Zweigeschlechtlichkeit und damit verbundenen Rollenvorstellungen, Körpernormen und entsprechend üblichen Trainingspraktiken ein zentraler Abgrenzungspunkt zu konventionellen Fitnessräumen, in denen ein Wohlfühlen nicht möglich scheint:

67 Auf die Relevanz von Dis_ability werde ich später zu sprechen kommen.

»Und ich glaube, wenn ich halt in sonem klassischen Fitnesscenter wäre, wo so Fitness gemacht wird, also dann ist es zum einen nochma dieses Gender-Ding. Irgendwie so äh so als Frau da Krafttraining zu machen mit fast nur Typen, denen es nur darum geht, so Muskeln aufzubauen und möglichst massiv zu sein. Da würd ich mich nicht wohlfühlen und ich würd mich aber auch in dem, was Frauen da klassischerweise machen mit äh mit irgendwelchen Kursen und BauchBeine-Po und diese Abnehmkurse auch ähm, da würd ich mich auch nicht wohlfühlen.«
(Interview Alex)

Mehr also als die konkreten Sportpraktiken oder ihre Resultate ist die Atmosphäre während des Trainingsgeschehens relevant, für die vor allem drei Aspekte zentral scheinen: Spielerischer Spaß, individuelle Wertschätzung bei gleichzeitigem Gruppengefühl und das damit verbundene Empfinden eines Schutzraums.

In allen beobachteten Gruppen wird sich um verspielte Trainingsgestaltung bemüht. Damit wird eine Strategie verfolgt, die schon die feministische Sportkultur der 1980er Jahre prägte: Durch eine Trainingsgestaltung, die möglichst wenig mit ›ernsthaftem‹ Sport zu tun hat, sollten mittels freudiger Erlebnisse negative emotionale Verknüpfungen von Scham, Misserfolg und Frustration mit Sportstätten und Geräten gelöst werden.

Mitunter werden Assoziationen zu Kindheit aufgerufen, zum Beispiel wenn eine ehemalige Teilnehmerin das Training als »Kinderturnen für Erwachsene« (Beobachtung 13.02.2016) bezeichnet oder Trainer_Innen ganz direkt davon sprechen, dass die Teilnehmenden oft schlechte Erfahrungen im Schulsport gemacht haben, die es nun zu überwinden gilt: »Aber sie sind nicht mehr Kinder« (Interview Ben). Kindheit erscheint hiermit gleichsam als Sehnsuchts- und Traumatisierungszeit. Auch in Craig und Liberti (2007) finden interessanterweise Praktiken der Verkindlichung in den von ihnen untersuchten Frauenfitnessstudios, hier vor allem in der Dekoration. So schreiben sie:

»GetFit gyms minimized the visible attributes that are typical of gyms and replaced them with décor drawn from the female world of early education. Ashley, a 46-year-old white woman who worked in finance and lived in one of the area's most affluent suburbs, said, ›When I first went, it reminded me of kindergarten circle time, and that's what I liked about it.« (Craig/Liberti 2007: 683)

Ein Blick auf Spielplätze und in den Sportunterricht zeigt, dass auch wirkliches Kinderturnen mitnichten frei von sexistischen, körpernormierenden Zuschreibungen und Leistungsdruck ist (van Amsterdam et al. 2012; Sobiech/Gieß-Stüber 2017). Eine Verkindlichung der Trainingspraxen und Räume scheint hier für eine Art Absicherung gegen die Ernsthaftigkeit des Sports und seine impliziten Normierungen, Ansprüche und Beschämungserfahrungen zu stehen, sowie für die Option einer Art Rückaneignung der Utopie einer sorgen- und diskriminierungsfreien Kindheit.

Damit einher geht der Anspruch, keinen Leistungsdruck und keine Vergleichssituationen zu schaffen. Für Trainer_Innen erscheint es dabei mitunter herausfordernd, beide Logiken und Ansprüche – die eines queeren Schutzraumes und die des (Fitness)Sports – zusammenzubringen und eine Art »Spaß-Competition« (Interview Aaron) zu gestalten.

Eng damit verknüpft ist der Aspekt der individuellen Wertschätzung. Immer wieder wird betont, dass Wert darauf gelegt wird, diverse Leistungsniveaus gleichwertig nebeneinander stehen zu lassen und allen individuellen Bedarfen und Kompetenzen passende Übungsausführungen anzubieten. So werden oftmals mehrere Variationen angeboten und eine Umwandlung von Aufgaben freigestellt. Dies wird als Kontrast zu konventionellen Fitnessstudio-Kursen erlebt. Allerdings nicht nur von Teilnehmenden der queeren Sportangebote, sondern auch von den beiden Kontrastfällen Lukas und Lu, die in je unterschiedlichen kommerziellen Crossfit-Boxen trainieren. Auch hier findet sich eine hohe Relevanz der Berücksichtigung der individuellen Leistungsfähigkeit: »Und die haben sich auch äh, die haben auch alles an mich angepasst, was es so an Übungen gab, und auf mich Rücksicht genommen und ähm, was weiß ich. Ja und das hat funktioniert und das sind für mich die Orte, wo ich auch wieder hingeh.« (Interview Lu) Anzunehmen ist, dass die vergleichsweise geringe Gruppengröße, die sowohl im Konzept der Crossfit-Boxen als auch in den queeren Trainingsgruppen angelegt ist, einen Einfluss hierauf hat. Besonders bei Lu wird auch deutlich, wie wichtig die Trainer_Innen hierbei sind. Durch ihre Aufmerksamkeit und Zuwendung kann auch in einem Sportraum, der nicht durch queere Werte und Normen geprägt ist, ein Empowerment erlebt werden.

Denn dieses Empowerment und die emotionalen Umcodierung von Sportpraktiken und -räumen für die Teilnehmenden basiert maßgeblich auf Gefühlsarbeit der Trainer_Innen. Diese Gefühlsarbeit wird zumindest von den hier interviewten Trainer_Innen der queeren Trainingsgruppen nicht, gemäß des Konzept von dienstleistender Gefühlsarbeit nach Hochschild (2006), als äußerlich erzwungene Entfremdung oder Unterdrückung von »eentlichen« Gefühlen empfunden, sondern als freiwillige und eigennützige Befreiung von gesellschaftlichen Normen – ganz so, wie es auch die Teilnehmenden beschreiben. Das hängt mit einem eigenen Anspruch an Authentizität zusammen. Es handelt sich hier um ein ehrenamtliches Engagement, was durch eine Aufwandsentschädigung vergütet wird, die aber nicht als primärer Anreiz zu sehen ist. Vielmehr betrachten die hier engagierten Trainer_Innen ihre Tätigkeit, mitunter im Kontrast zu parallel oder ehemals ausgeführter Berufstätigkeit als Trainer_Innen in konventionellen Fitnessstudios, als politische Community-Arbeit. Entsprechend wollen sie auch selbst die vermittelten Werte der Spaßorientierung und der Ablehnung von optischen und konkurrenzorientierten Zielen authentisch verkörpern, also auch selbst empfinden.

Der zentralste Aspekt, der auch schon in den Werbematerialien und im Umkleidenkapitel zur Sprache kam, ist die Konstruktion des Trainingsraumes als Schutz-

raum oder Safe(r) Space. Der Trainingsraum soll also einer sein, in dem Teilnehmenden sich vor bestimmten Erfahrungen sicher fühlen können. Gemeinhin werden diese als »gender-, heter@- oder cisnormen« (Seitenwechsel) oder »sexistischen[r] und körpernormierende[r] mist« (ebd.) beschrieben sowie als »Konkurrenzding« (Alex). Dabei handelt es sich bei den bedrohlichen Entitäten, vor denen der Raum Schutz bieten soll, um Werte und Normen, mitunter auch Verhaltensweisen, aber nicht um Subjekte. Dennoch wird entsprechendes Verhalten zum Teil an bestimmte Subjekte, konkret an (heterosexuelle) cis Männer, geknüpft, indem entweder eine explizit ausschließende FLTI*-Politik verfolgt oder impliziter gewisse Limitierungen und spezifische Normen für diese Subjekte gelten. (Heterosexuelle) cis Männer erscheinen im Feld gleichermaßen als Witzfiguren, als Konkurrenz und als Bedrohung oder Störfaktoren. Die Strategien im Umgang mit ihnen reichen von satirischer Parodierung⁶⁸ über das Streben danach, sportliche Siege davon zu tragen, wie bei Alma und dem FLTI*-Team im cismännlich dominierten Fitnessesvent, bis zu einem kategorischen Ausschluss. Und auch ohne einen kategorischen Ausschluss kommt es zu spezifischen Verhaltensstandards für cis Männer.

Damit zeigt sich eine Gleichzeitigkeit verschiedener Geschlechterpolitiken im Feld, die nach Ommert (2016) als »kategorienkritisch« oder »herrschaftskritisch« beschrieben werden können. In einer poststrukturalistisch fundierten kategorienkritischen Orientierung ist die Konzeption von Geschlecht als fluide und unabhängig von körperlicher Erscheinung zentral für die Schaffung des queeren Schutzraumes, in welchem generell die Bedeutung von geschlechtlicher Verortung minimiert werden soll. Dafür stehen unter anderem die Praktiken der Umkleide-Organisation und der Pronomenrunde. Ferner soll jedoch auch ein Schutzraum vor Leistungsnormen und Vergleichsdruck entstehen, welche in praxi mit der Anwesenheit cismännlicher Subjekte verknüpft werden. Dabei werden mitunter biologistische Essentialismen, welchen im Feld gemeinhin ablehnend begegnet wird, aktiviert, konkret die einer grundsätzlichen athletischen Überlegenheit von (cis) Männern auf Basis des Hormons Testosteron. Als gegenkulturelle Heterotopien (Kap. I.4) bieten die untersuchten Sporträume somit einerseits Raum für Gegenentwürfe zu hegemonialen Geschlechterverhältnissen und stabilisieren gleichzeitig bestehende (Geschlechter-)Ordnungen, nicht zuletzt auch in der vergeschlechtlicht differenzierten Trainingsgestaltung durch die Trainer_Innen.

Nachdem es in den letzten beiden Kapiteln also vor allem um Praktiken des Feldes ging, konkret um Umkleiden und die Trainingsgestaltung, werden im nun folgenden Kapitel noch einmal dezidiert die im Feld dominanten Diskurse und

68 Es handelt sich bei Alex' Strategie also um die von Butler vorgeschlagene Politik der Entnaturalisierung von Geschlechternormen durch ihre parodistisch überzeichnete Inszenierung. (vgl. Butler 2014, zur Begrenzung und Kritik dieser Strategie vgl. Villa 2012: 111)

subjektiven Deutungen rund um den Körper und die Arbeit an diesem herausgearbeitet. Auch hier wird sich diese Ambivalenz im Verhältnis zu hegemonialen gesellschaftlichen Geschlechterkonzepten wiederfinden.